

Soziale Arbeit

5.2008

Zeitschrift für soziale und
sozialverwandte Gebiete

**Zur Zukunft
von Forschung und Lehre**

**Burnout bei Sozialarbeitern
und Sozialarbeiterinnen**

**Zur Wiederentdeckung der
Gemeinwesenarbeit als
Methode der Sozialen Arbeit**

**Kommunikation
in der Sozialarbeit**

dzi

Soziale Arbeit

Mai 2008

57. Jahrgang

Professor Dr. Ralph-Christian Amthor ist Dipl.-Pädagoge und lehrt Grundlagen der Sozialen Arbeit an der Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt, Studiengang Soziale Arbeit, Münzstraße 12, 97070 Würzburg, E-Mail: amthor@fh-wuerzburg.de

Dr. Istifan Maroon ist Sozialarbeiter (PHD) und Supervisor. Er doziert als Senior Lecturer an der Katholischen Fachhochschule Freiburg, Karlstraße 63, 79104 Freiburg im Breisgau, E-Mail: istifanm@yahoo.com

Dr. Annette Frenzke-Kulbach ist Dipl.-Sozialarbeiterin und Dipl.-Sozialtherapeutin. Sie arbeitet als Kinderschutzfachkraft und Qualitätsbeauftragte in einem Jugendamt im Ruhrgebiet. Privatanschrift: Dieckerhofsweg 42, 58239 Schwerte, E-Mail: kulbach@versanet.de

Professor Dr. Jenö Bango ist emer. Professor für Soziologie an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Aachen. Privatanschrift: Zur Nohn 88, 4701 Eupen, Belgien, E-Mail: jeno.bango@gmx.net

Zur Zukunft von Forschung und Lehre	162
Professorinnen und Professoren an den Fachbereichen Soziale Arbeit	
<i>Ralph-Christian Amthor, Würzburg</i>	
DZI-Kolumne	163
Burnout bei Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen	170
Theorie und Interventionsperspektiven	
<i>Istifan Maroon, Freiburg im Breisgau</i>	
Zur Wiederentdeckung der Gemeinwesenarbeit als Methode der Sozialen Arbeit	176
<i>Annette Frenzke-Kulbach, Schwerte</i>	
Kommunikation in der Sozialarbeit	181
Theorie und Praxisbeispiel Rütti-Schule	
<i>Jenö Bango, Eupen/Belgien</i>	
Rundschau Allgemeines	187
Soziales	187
Gesundheit	188
Jugend und Familie	189
Ausbildung und Beruf	190
Tagungskalender	191
Bibliographie Zeitschriften	192
Verlagsbesprechungen	197
Impressum	200



Eigenverlag
Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

Zur Zukunft von Forschung

und Lehre

Professorinnen und Professoren an den Fachbereichen Soziale Arbeit

Ralph-Christian Amthor

Zusammenfassung

Auf der Basis der amtlichen Statistik sowie der Ergebnisse einer gesonderten empirischen Erhebung wird im vorliegenden Beitrag der spezifischen Studiensituation angehender Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen an den Fachbereichen und Fakultäten Soziale Arbeit nachgegangen. Als wichtige Erkenntnis ist festzuhalten, dass der Berufsstand vornehmlich fachfremd unterrichtet wird und bei den Lehrenden bundesweit betrachtet eine geradezu überwältigende Heterogenität an wissenschaftlichen Studienabschlüssen festzustellen ist. Es wird nach möglichen Erklärungen für diese besondere Lehrsituations und auch nach der Zukunft von Lehre und Forschung in der Sozialen Arbeit gefragt.

Abstract

Based on official statistics and on the results of a separate empirical inquiry the present article deals with the study situation of prospective social workers at the departments and faculties of Social Work. An important finding is that in most cases the teachers are not trained in the special subject and that the range of their scientific qualifications varies widely across Germany. The article explores possible explanations for this particular teaching situation and poses the question of what the future will be like for teaching and research in the field of Social Work.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit – Berufsausbildung – Dozent – Sozialarbeiter – Forschung – Wissenschaft – Zukunft

„A World out of Balance“

Im Sommer 2006 fand mit der Weltkonferenz der International Federation of Social Workers in München ein großes internationales Ereignis der Sozialen Arbeit statt – bedeutungsvoll nicht zuletzt deshalb, weil zeitgleich das 50-jährige Jubiläum dieser internationalen Organisation gerade in Deutschland gefeiert wurde, an dem Ort ihrer Gründung. Das Programm war überwältigend breit gefächert, bezog sich auf die Themenbereiche Generationen, Gesundheit, Migration, Menschenrechte, Sozialsysteme und schließlich auch auf die Soziale Arbeit als Profession. Die Liste der mehr als 1500 Voranmeldungen für diese Konferenz weist die Herkunft der Besucher und Besucherinnen aus allen Erdteilen dieser Welt aus – viele

Teilnehmende reisten beispielsweise aus Kanada, den USA, Australien und Neuseeland, aus Brasilien, Mexiko, Chile, Südkorea, den Philippinen, Taiwan, Singapur, Japan, Russland, Pakistan und Bangladesch oder aus Südafrika, Nigeria, Ghana und Kenia an.

Der Blick auf die Teilnehmerliste verrät aber auch, dass diese Konferenz die deutschen Hochschulen für Soziale Arbeit nahezu unberührt ließ: Obwohl bundesweit an jedem Fachbereich zumindest große Plakate über den Weltkongress informierten, waren im auffallenden Gegensatz zur umfangreichen Besucherzahl allerhöchstens 30 Professorinnen und Professoren aus Deutschland in München und von 68 Fachbereichen nur etwa 15 vertreten. Hier drängt sich die Frage auf, warum ein international herausragendes Ereignis wie dieses eine solch geringe Resonanz bei den Lehrenden für Soziale Arbeit erfuhr. Gleichwohl lassen sich einige Parallelen aufzeigen: Nach meinen Rückfragen im Sommer 2007 waren gerade 105 Professorinnen und Professoren Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit; im Deutschen Berufsverband für Soziale Arbeit war die Mitgliedschaft von 31 Lehrenden dramatisch gering. Dann: Bei der Durchsicht der Stellenausschreibungen für neu zu besetzende Professuren der letzten Jahre stachen zwar Anforderungen zu universitären Studienabschlüssen hervor, nahezu durchgängig wird jedoch – trotz der Diskussion um eine Sozialarbeitswissenschaft seit den 1990er-Jahren – ein vorangegangener Fachhochschulabschluss zur Sozialen Arbeit weder eingefordert, noch als vorteilhafte Voraussetzung einer Bewerbung formuliert.

Nach wie vor werden Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen in aller Regel von fachfremden Lehrenden ausgebildet – eine Situation, die von Studierenden zumeist völlig unhinterfragt bleibt, die allerdings bedenklich wird, wenn wir das Ausbildungssystem dieses Berufsstandes mit den Gegebenheiten anderer Berufe und Professionen vergleichen: So werden Psychologen von Psychologen, Soziologen von Soziologen, Philosophen von Philosophen, Wirtschaftswissenschaftler von Wirtschaftswissenschaftlern und Ingenieure von Ingenieuren ausgebildet. Welchen Status hätten Juristen in unserer Gesellschaft, wenn sie ihre Rechtskenntnisse mehrheitlich von fachfremden Professoren erhielten? Wie würden sich Kranke verhalten, wenn diese erführen, dass der Arzt, die Ärztin ihres Vertrauens von Lehrenden angelitet wurde, die nur unzureichende oder gar keine Kenntnisse in der Heilung von Krankheiten besäßen? Wer käme auf die Idee, Theologen überwiegend von Lehrenden außerhalb der Wissenschaftsdisziplin unterrichten zu lassen? Allein der Gedanke ist für An-

gehörige dieser Berufsgruppen bereits aberwitzig. Selbst im bundesdeutschen dualen Berufsausbildungssystem werden Lehrlinge seit Jahrhunderten von Meistern und Gesellen ausgebildet. Für Sozialarbeiter und Sozialpädagoginnen ist eine offensichtliche Absurdität jedoch Alltag.

Lehre und Forschung an den Fachbereichen Soziale Arbeit

Das Studium zur Sozialen Arbeit wird heute überwiegend an Fachhochschulen angeboten, nur sechs Universitäten hatten Ende des Jahres 2006 entsprechende Studiengänge. Im Wintersemester 2006/2007 waren insgesamt 56 580 Studierende immatrikuliert: Auffällig ist dabei der hohe Anteil an weiblichen Studenten mit 43 234 Studierenden (76,4 Prozent), der im Vergleich zu anderen Fachbereichen, insbesondere den technisch orientierten – der allgemeine Frauenanteil liegt an den von männlichen Studenten dominierten Fachhochschulen lediglich bei 37,3 Prozent – sehr hoch ausfällt. Soziale Arbeit weist damit nicht nur hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichte eine enge Verbindung zum weiblichen Geschlecht auf, sondern gehört auch heute zu den beliebtesten Studienfächern für Frauen überhaupt und war im Wintersemester 2006/2007 erneut eines der zehn, von Studienanfängerinnen am meist besetzten bundesdeutschen Hochschulstudienfächern (*Statistisches Bundesamt 2007a*).

Im Hinblick auf die in diesem Beitrag näher zu untersuchende Lehr- und Forschungssituation an den Fachbereichen Soziale Arbeit gilt zunächst festzuhalten, dass das große Heer von Studierenden von einem vielgestaltigen und bunten Lehrkörper unterrichtet wird: Der amtlichen Statistik zufolge waren im Jahr 2006 im Fach Sozialwesen insgesamt 4 467 Lehrende tätig: Als hauptamtliches Personal werden zunächst 938 Professoren und Professorinnen mit einem Frauenanteil von 38,6 Prozent ausgewiesen, des Weiteren 171 Lehrkräfte für besondere Aufgaben und 270 wissenschaftliche und künstlerische Mitarbeitende. Beim nebenberuflichen Personal überwiegt mit 2780 Personen die beträchtliche Zahl der Lehrbeauftragten, die im Rahmen des Studiums der Sozialen Arbeit traditionell eine wichtige Rolle einnehmen¹ (*Statistisches Bundesamt 2007b*). Die große Anzahl von nebenberuflichem Personal darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein erheblicher Teil der Lehre von hauptamtlichen Dozenten abgedeckt wird. Mangels aussagekräftiger Daten der amtlichen Statistik wurde im Wintersemester 2006/2007 ein Fragebogen zur wissenschaftlichen Qualifikation bundesweit an alle Dekanate versandt; der Rücklauf lag bei 26,5 Prozent der angeschriebenen

DZI-Kolumne Salzstreuer

„Make a Difference“ – so lautet bei Engländern und Amerikanern die Erfolgsdevise für unterstützungswürdige Ideen und Projekte. In Deutschland lobt man einen Menschen, der einer Sache richtig gut tut, mit den Worten: Er ist das „Salz in der Suppe“. Es geht auch noch größer: „Ihr seid das Salz der Erde“, ruft Jesus den Menschen in seiner Bergpredigt zu, ein noch heute für Christen gültiger ethischer Auftrag.

Der Lebensalltag ist leider oft vom Mehltau des „bringt doch alles nichts“ oder „auf mich hört ja doch keiner“ überzogen. Umso kostbarer sind Menschen, die den Mehltau abschütteln und den entscheidenden Unterschied in die Waagschale werfen.

Der Polizist *Matthias Heuser* aus Overath bei Köln ist so jemand, weshalb ihm der *Tagesspiegel* aus Berlin kürzlich einen ganzseitigen Bericht widmete. Heuser ist es gelungen, die bisher übliche Rollenverteilung bei der Vorbeugung und Bekämpfung von Jugendkriminalität zu überwinden. Wie ein Sozialarbeiter sucht er seine Klientel in den Schulen auf und spricht mit ihnen, pflegt auch den Kontakt mit ihren Familien – etwa bei regelmäßigen Besuchen in der Hinterhofmoschee von Overath. Dabei verleugnet er seine Aufgabe als Polizist keineswegs: Straftaten werden konsequent gemeldet und verfolgt.

Das Paradoxe ist: Die Kriminalitätszahlen gehen dadurch erst einmal nach oben. Doch die Statistikfalle nach dem Muster „Abführen ist ein sichtbares Ergebnis, abbringen nicht“ schnappte bei *Matthias Heuser* nicht zu. Die nordrhein-westfälische Landesregierung hat auf Grund seiner nachhaltigen Erfolge einen Modellversuch genehmigt: Polizei, Schulen und Jugendämter müssen nun miteinander reden, sich gegenseitig informieren – auch über Straftaten. Die Fachleute wissen: Was so selbstverständlich klingt, war bisher die Ausnahme. Nun könnte die Ausnahme zur Regel werden.

Make a Difference – Es gibt noch viele Suppen zu salzen!

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

Fachbereiche. Um die Aussagekraft der Fragebogen-daten zu erhöhen, erfolgte eine Nachrecherche an-hand der jeweiligen Selbstdarstellungen der Fach-bereiche im Internet. Wo es sinnvoll erschien, wur-den die Angaben durch persönliche Nachfragen bei Lehrenden ergänzt. Die in diesem Beitrag festgehal-tenen Auswertungsergebnisse basieren auf den voll-ständigen Angaben zur wissenschaftlichen Qualifi-kation an 54,4 Prozent aller Fachbereiche mit insge-samt 621 Professuren, davon 37,4 Prozent Profes-sorinnen. Die eigene Erhebung liefert damit zwar kein exaktes Bild, jedoch deutliche Hinweise und Trends zur Berufungssituation der Lehrenden.

Von den 37 untersuchten Hochschulen waren 20 in staatlicher, neun in katholischer und sieben in evan-gelischer Trägerschaft, ein Fachbereich war dem Deut-schen Roten Kreuz zugeordnet. Mit fünf Fachberei-chen in Baden-Württemberg und acht in Bayern er-gab sich ein Schwerpunkt in Süddeutschland, mit acht Fachbereichen in Brandenburg, Sachsen, Sach-sen-Anhalt und Thüringen ein zweiter in den neuen Bundesländern. Die restlichen Fachbereiche verteilt-en sich auf Berlin (einer), Hamburg (einer), Hessen (drei), Niedersachsen (vier), Nordrhein-Westfalen (vier) sowie Rheinland-Pfalz (drei). Bezogen auf die einzelnen Fachbereiche lag das arithmetische Mittel bei rund 17 Professorinnen und Professoren. Wäh-rend bei 62,2 Prozent und damit annähernd zwei Dritteln aller Fachbereiche zwischen elf bis 20 Profes-suren für Lehre und Forschung zur Verfü-gung standen, gab es an 13,5 Prozent der Fachbereiche nur zehn und weniger und bei 24,3 Prozent mehr als 20 Lehrende; das Minimum lag bei sechs, das Maximum bei 28 Professuren.

Die Untersuchung machte eine geradezu überwälti-gende Buntheit der Studienabschlüsse der Lehrenden der Sozialen Arbeit deutlich. Neben erziehungs- und sozialwissenschaftlichen, philosophischen und theo-logischen, medizinischen und juristischen Hochschul-absolventinnen und -absolventen finden sich auch volks- und betriebswirtschaftlich sowie gesund-heitswissenschaftlich qualifizierte Lehrende bis hin zu Fachleuten der Ethnologie, Orientalistik, Krimino-logie, Gerontologie, des Designs und Ingenieurwe-sens. Die nahezu unüberschaubare Bandbreite wird noch durch wissenschaftliche Hochschulqualifi-kationen in Kunst und Musik sowie Magisterabschlüs-se und deren vielfältige Studienfächerkombinatio-nen vervollständigt.

Ermittelt wurden schließlich auch noch weiterge-hende wissenschaftliche Abschlüsse: 92,9 Prozent aller Lehrenden hatten promoviert. Die Ergebnisse

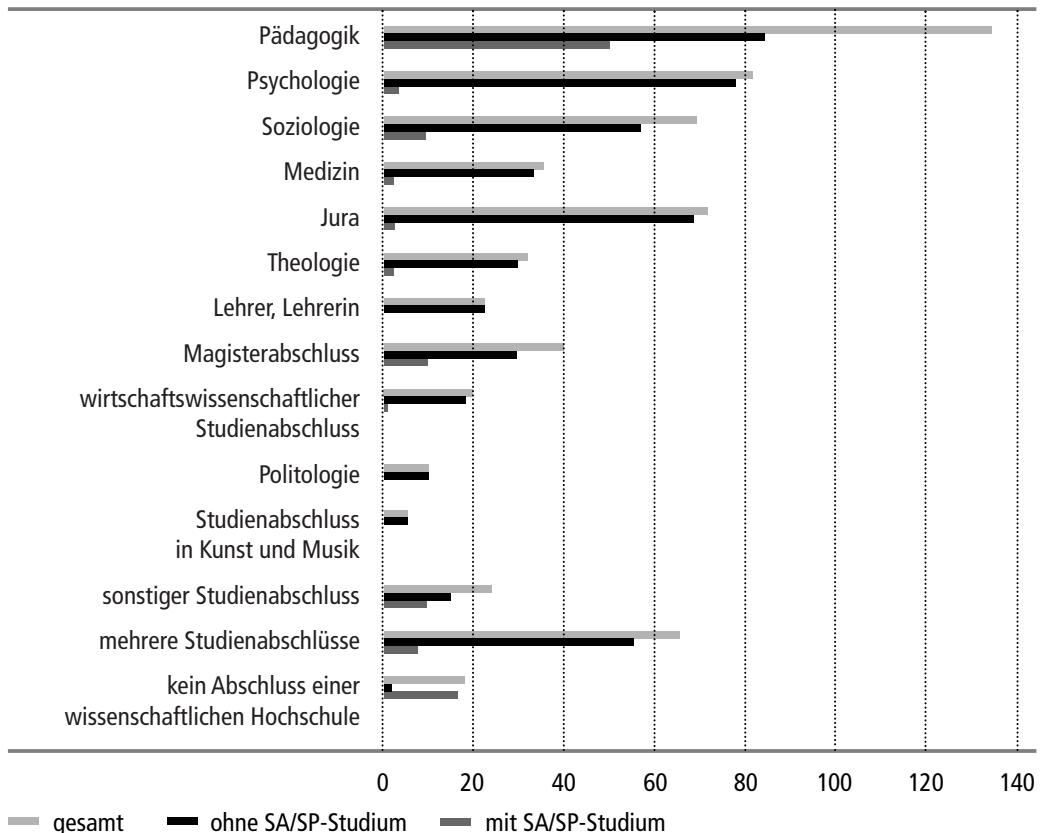
bestätigten zudem, dass eine Habilitation für die Fachbereiche Soziale Arbeit im Gegensatz zum uni-versitären Hochschulbereich mit lediglich 7,6 Pro-zent aller Professorinnen und Professoren eine Randerscheinung bleibt.

Die Fachhochschulabsolvierenden an den Fachbereichen

Zum Einfluss von Fachleuten der Sozialarbeit und Sozialpädagogik auf das Studium und die Ausbil-dung des eigenen Berufsstandes ist zunächst fest-zuhalten, dass an den Fachhochschulen mehrere Beteiligungsebenen nebeneinander bestehen: Ne-ten den Lehrkräften für besondere Aufgaben und den Lehrbeauftragten sei an dieser Stelle auf die Anleitenden für die im Rahmen des Studiums zu erbringenden Praktika verwiesen, bei denen es sich mehrheitlich um Sozialarbeiterinnen und Sozialpä-a-gogen handelt, die in der Sozialen Arbeit beruflich selbst tätig sind und damit außerhalb des Hoch-schulbetriebs stehen. Diesbezüglich stellt sich nun allerdings die Frage, welche Bedeutung dieser Be-rufsstand im Rahmen der hauptamtlich Lehrenden in-nehat: Unter den 37 in die Untersuchung mit ein-bezogenen vollständigen Fachbereichsdaten ergab sich bei insgesamt 621 Lehrenden ein Anteil von 18,7 Prozent an Professoren, die neben einem wis-senschaftlichen Studienabschluss zugleich einen Fachhochschulabschluss als Sozialarbeiter oder Sozialpädago-ge aufweisen konnten. Der Frauenanteil unter diesen 116 Professuren lag bei 38,8 Pro-zent; mit 97,4 Prozent hatten nahezu alle Lehren-den promoviert, eine darüber hinausgehende Habi-litation konnten dagegen nur 2,6 Prozent von ihnen aufweisen.

Tendenziell scheint die Chance, dass Studierende von Dozenten mit zusätzlichen Abschluss in Sozial-pädagogik oder Sozialarbeit unterrichtet werden, bei konfessionell ausgerichteten Fachbereichen größer zu sein: Während an staatlichen Fachberei-chen durchschnittlich 16,7 Prozent aller Lehrenden einen solchen Abschluss aufzuweisen hatten, lag der entspre-chende Wert bei evangelischen Fachbe-reichen bei 19,1 Prozent und bei katholischen Fach-bereichen sogar bei 23,2 Prozent. Träger übergrei-fend betrachtet ergab sich eine erhebliche Varia-tionsbreite, die von fünf Fachbereichen, an denen kein einziger Professor, keine Professorin über eine einschlägige Fachhochschulausbildung zur Sozialen Arbeit verfügte, bis hin zu acht Fachhochschulen reichte, an denen 30 bis 40 Prozent aller Lehrenden mit dieser wissenschaftlichen Qualifikation anzu-treffen waren. Um weitere Informationen zu erhal-ten, erscheint es an dieser Stelle sinnvoll, die An-

Verteilung der Professorinnen und Professoren nach Studienabschluss WS 2006/07 (n = 621)



gaben zu den wissenschaftlichen Studienabschlüssen dieser Gruppe von Lehrenden etwas näher zu analysieren. Betrachten wir diese Professorinnen und Professoren unabhängig von den einzelnen Fachbereichen als Teilgruppe, so lässt sich zwar auch hier eine große Variationsbreite an Hochschulabschlüssen erkennen, jedoch sind die disziplinären Schwerpunkte noch weitaus eindeutiger als bei der gesamten Professorenschaft: Wie aus der Abbildung erkennbar, lag der zentrale wissenschaftliche Studienabschluss, den Lehrende in aller Regel im Anschluss an ein einschlägiges Studium der Sozialen Arbeit anstrebten, im Rahmen der Erziehungswissenschaft. 49 Professoren und Professorinnen verfügten über einen Studienabschluss als Diplom-Pädagogin, Diplom-Pädagoge, was einem prozentualen Anteil von 42,2 Prozent entspricht und zugleich bedeutet, dass innerhalb der Gruppe der Professoren mit zusätzlichem Fachhochschul-Diplom von fünf Lehrenden zumindest zwei stets diesen Studiengang absolviert hatten. An zweiter Stelle fallen mit 15,5 Prozent diejenigen Nennungen auf, welche darauf verweisen, dass überhaupt kein wissenschaftlicher Studienabschluss vorliegt: Hier handelt

es sich um Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen, die im Zuge der Öffnung der Universitäten als Fachhochschulabsolventen promovierten. Eine wissenschaftliche Ausbildung in Jura, Medizin, Theologie oder Volks- und Betriebswirtschaft, aber auch ein internationaler Abschluss als „Master of Social Work“ ist hingegen nur von nachrangiger Bedeutung, eine Lehrerausbildung lag überhaupt nicht vor.

Erklärungsversuche für die derzeitige Studiensituation

Die heutige Vielfalt der Studienabschlüsse der Lehrkräfte ist zunächst der früher weit verbreiteten curricularen Aufsplittung nach einzelnen Fächern geschuldet, die sich an verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen orientierte und so auch in der Vergangenheit immer wieder Anlass zu Kritik gab. Diese Problematik in der Ausbildungsstruktur führte bereits ab Mitte der 1990er-Jahre zu Reformbestrebungen und zu dem heutigen Studiengang Soziale Arbeit hin, in dem statt der Anlehnung an andere Wissenschaftsdisziplinen (wie Erziehungswissenschaft, Psychologie, Soziologie oder Rechtswissenschaft) die Bedeutung eigener Erkenntnisse, Theorien und

Methoden zunehmend hervorgehoben wird und darüber hinaus sich Soziale Arbeit nicht nur als Hochschulstudium, sondern nun zunehmend auch als wissenschaftliche Disziplin zu formieren beginnt.

Hier sei angemerkt, dass es in Deutschland neben der erziehungswissenschaftlichen Sozialpädagogik keine eigenständige Wissenschaftsdisziplin Soziale Arbeit mit entsprechenden Lehrstühlen im Hochschulbereich gab. Demzufolge war die Ausbildung dieses Berufes von Beginn an bis zur Gegenwart – von den sozialen Frauenschulen und Jugendleiterinnenseminaren über die Höheren Fachschulen für Sozialarbeit und Sozialpädagogik bis zu den Fachhochschulen – stets Lehrenden aus anderen Wissenschaftsdisziplinen vorbehalten. Trotz der umfangreichen Studienreformen an den Fachbereichen bleibt damit festzuhalten, dass die Bedeutung der Bezugswissenschaften – dies zeigen letztendlich auch die Ergebnisse der eigenen Erhebung – zumindest hinsichtlich der Berufungen auf Professuren nach wie vor bestehen bleibt.²

Strukturelle Rahmenbedingungen allein reichen aber nicht aus, um zu erklären, warum mehr als 80 Prozent der Professoren und Professorinnen an den Fachbereichen Soziale Arbeit über keine einschlägige Ausbildung für das Berufsfeld und in aller Regel auch nicht über angemessene berufspraktische Erfahrungen verfügen. Hier scheint es sinnvoll, die Auswahlverfahren für diese Professuren zu reflektieren: Das Berufungsverfahren im deutschen Hochschulwesen geht zunächst von den ausgeschriebenen Positionen und den damit verbundenen Leistungsanforderungen an die zukünftigen Hochschullehrenden aus. Es ist durch mehrere formalisierte Stufen in festen Bahnen gehalten, zudem spielen politische Einflüsse auf die Hochschulen eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wie aber einschlägige Studien zeigen, ist die Annahme, die individuelle Leistung sei in erster Linie für die Besetzung von derartigen Positionen ausschlaggebend, falsch und empirisch widerlegbar (Hartmann 2002, 2004).

Bei einem Vergleich der Absolvierenden der Fachbereiche mit deren Dozenten kann – skizzenhaft, vereinfachend und pointiert – festgehalten werden, dass es sich hier um zwei verschiedene soziale Gruppen mit nahezu völlig unterschiedlichen Lebenswelten handelt: So sind Sozialarbeiter und Sozialpädagoginnen – mehrheitlich Frauen, nur jeder dritte Erwerbstätige dieses Berufsstandes ist männlich – zunächst unmittelbar mit von sozialen Problemstellungen betroffener Klientel konfrontiert und müssen ihre gesamte Persönlichkeit, ihr Verhalten, Denken, ihre

Gefühlen und Sprache auf berufliche Alltagsaufgaben ausrichten; im Status von Angestellten verfügt diese Berufsgruppe ein für akademische Abschlüsse äußerst niedriges Einkommen und ist mit einer ambivalenten gesellschaftlichen Anerkennung bedacht. Professoren und Professorinnen an den Fachbereichen Soziale Arbeit unterrichten hingegen vornehmlich weibliche Studierende, sind in verschiedenen Gremien tätig und übernehmen – soweit es ihre Verpflichtungen zulassen – Forschungs- und Publikationsaufgaben. In aller Regel verfügt diese zweite Gruppe heute zwar über Berufserfahrung, jedoch nur sehr selten über berufliche Kenntnisse in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Ihr Kontakt zur Klientel der Sozialen Arbeit ist – wenn überhaupt – marginal. Die Tätigkeit an einer Hochschule ist verbunden mit einem überdurchschnittlichen Gehalt, dem Status eines Beamten, einer Beamtin in gesicherter Position sowie dem Recht auf freie Lehre mit relativ geringer Kontrolle.

Den Gedanken des Soziologen *Pierre Bourdieu* folgend führen diese unterschiedlichen Lebenswelten zur jeweiligen Herausbildung eines klassen- und milieuspezifischen Habitus der „Verinnerlichung eines bestimmten Typs von sozialen und ökonomischen Verhältnissen (Bourdieu; Wacquant 1996, S.136). Unter Habitus versteht Bourdieu dabei die Haltung eines Individuums in der sozialen Welt, dessen Dispositionen, dessen Gewohnheiten, dessen Lebensweise, dessen Einstellungen und Wertvorstellungen; dieser enthält damit auch Schemata, „die der Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit dienen, Denkschemata, mit Hilfe derer diese Wahrnehmungen geordnet und interpretiert werden, ethische Ordnungs- und Bewertungsmuster, ästhetische Maßstäbe zur Bewertung kultureller Produkte und Praktiken sowie Schemata, die die Hervorbringung von Handlungen anleiten“ (Fuchs-Heinritz; König 2005, S. 114). Auf die Situation an den Fachbereichen Soziale Arbeit kann nun übertragen werden, dass sich die Lebens- und Arbeitswelt der Lehrenden Formen des Ausdrucks in einem eigenen professoralen Verhalten, Denken und Lebensstil sucht, und der spezifische Habitus derart ausgerichtet ist, dass dieser und die von ihm geleiteten Handlungsweisen, Einstellungen und Bewertungen dazu tendieren, sich die engere und weitere soziale Welt so einzurichten, damit sie darin zur Geltung kommen. Dieser professorale Habitus an den Fachbereichen muss allerdings weitaus komplexer gedacht werden, nämlich bezogen auf die zahlreichen Bezugswissenschaften sowie die hieraus resultierenden „Berufungskulturen“ und Macht- und Entscheidungsstrukturen daselbst.

Dass derartige Mechanismen Einflussgrößen sind, lassen auch die Ergebnisse der eigenen Erhebung vermuten. Festhalten lässt sich beispielsweise, dass sich die entsprechenden Studienabschlüsse der Dozentinnen und Dozenten an den verschiedenen Fachhochschulen unterschiedlich verteilen, nahezu jeder Fachbereich zeigt Besonderheiten auf. So lag der Anteil von Diplom-Pädagogen bei sieben Fachbereichen zwischen 30 und 45 Prozent der Lehrenden und damit deutlich über dem berechneten Wert von 21,4 Prozent für die Gesamtgruppe (GG) aller 621 Professuren. Die Berufsgruppen der Diplom-Psychologen, Diplom-Soziologen und Juristen kamen an jeweils fünf unterschiedlichen Fachbereichen auffällig häufig vor, nämlich zwischen 20 und 35 Prozent (GG: 11 bis 13,2 Prozent). Höhere Anteile gab es ferner an jeweils ein bis zwei Fachbereichen für Theologinnen mit 20 beziehungsweise 25 Prozent (GG: 5,2 Prozent), Lehrer mit 29 Prozent (GG: 3,5 Prozent) sowie wirtschaftswissenschaftliche Abschlüsse mit 20 Prozent (GG: 3,2 Prozent). Obwohl nur 7,6 Prozent aller 621 Lehrenden über eine Habilitation verfügten, waren bei zwei Fachbereichen 32 beziehungsweise 64 Prozent aller Professorinnen und Professoren habilitiert, wohingegen bei einem anderen Fachbereich 57 Prozent aller Lehrenden weder Habilitation noch Promotion vorweisen konnten. Hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses lässt sich festhalten, dass an 31 Fachbereichen Männer deutlich überrepräsentiert waren, während immerhin an zwei Fachbereichen die Professorinnen überwogen.

Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen als Hochschullehrer?

Die unterschiedlichen Denk-, Beurteilungs- und Handlungsmuster der an den Fachhochschulen vertretenen Berufs- und Wissenschaftsdisziplinen wirken nicht nur maßgeblich als Selektionsfilter im Berufungsverfahren, sondern haben auch Auswirkungen auf die Studierenden selbst: Erinnert sei an dieser Stelle, dass eine der zentralen Begründungen für die Notwendigkeit der umfangreichen Studienreformen seit der Mitte der 1990er-Jahre die frühere Zersplitterung der Studieninhalte an den Fachbereichen der Sozialen Arbeit war, für die der Würzburger Fachhochschulprofessor *Engelke* die Metapher des „orientalischen Basars“ verwendete und mit der er ein heterogenes, mancherorts in bis zu ein Dutzend Wissenschaftsfächer zersplittetes Hochschulstudium anprangerte, das sich weder an den beruflichen Erfordernissen in der Sozialen Arbeit noch an den Bedürfnissen der Studierenden ausrichtete und es diesen allein überließ, die Wissensangebote während und am Ende des Studiums zusammenzufügen (*Engelke* 2003, S. 461 f.).

Ein Problem ist nun nicht nur, dass in diesen Studienfächern Inhalte losgelöst oder mit nur wenig Bezug zur Sozialen Arbeit vermittelt werden, sondern darüber hinaus eine Konfrontation mit den Berufsrollen einer Vielzahl unterschiedlicher Professionen stattfindet und eine Orientierung erschwert wird: Die Studierenden stehen einer verwirrenden Komplexität an Wissenschaften, Theorien, methodischen Vorgehensweisen, berufspraktischen Erfahrungen aus Arbeitsgebieten anderer Berufe, aber auch unterschiedlichen Haltungen gegenüber sozialen Problemen, der Sozialen Arbeit und dem Berufsstand der Sozialarbeiter und Sozialpädagogen gegenüber und müssen sich mit berufsfremden Denkweisen, Einstellungen, Verhaltensweisen, Berufsrollen und -identitäten vieler anderer Berufe auseinandersetzen.

Tatsache ist allerdings, dass – selbst wenn eine Identifikation der Studierenden mit einzelnen Lehrenden und deren disziplinärer Wissenschaftsausrichtung, sozialer Rolle und Habitus erfolgt – die Soziale Arbeit in den verschiedenen Arbeitsfeldern keine Fachleute der Sozialarbeit und Sozialpädagogik braucht, die ihre Berufsidentität an den Bezugswissenschaften orientieren und aufgrund des Studienaufbaus – pointiert formuliert – allenfalls „kleine Psychologen“, „Minisoziologen“, „kleine Juristen“ oder „Hilfsmediziner“ zu werden drohen. Das Handeln von Sozialarbeiterinnen unterscheidet sich definitiv von den beruflichen Aufgaben nahezu sämtlicher an den Fachbereichen vertretenen Wissenschaftler und deren Berufsrollen. Die Herausbildung eines eigenen beruflichen Habitus als Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin wird durch die Lehrsituation an den Fachbereichen erschwert, weil es an Vorbildern und Modellen fehlt: die Übernahme wird – darauf weisen empirische Untersuchungen in aller Eindringlichkeit hin – auf die Zeit nach dem Studium verschoben. Wirkten bislang in dieser Hinsicht zumindest die Praktika in gewissem Umfang kompensatorisch, so reduziert sich deren Einfluss im Rahmen der Bachelor- und Masterstudiengänge erheblich.³

Das berufliche Handeln von Sozialpädagoginnen und Sozialarbeiterinnen richtet sich zunächst am unmittelbaren Kontakt mit den Adressaten der Sozialen Arbeit und den diesbezüglichen sozialen Problemstellungen aus, von verhaltensauffälligen oder behinderten Jugendlichen, körperlich, seelisch oder sexuell missbrauchten Kindern über zerrüttete und in ihrer Existenz gefährdeten Ehen und Familien, Mütter und Frauen in Notsituationen sowie gesellschaftlich benachteiligten ausländischen Mitbürgern bis hin zu Wohnungslosen, Suchtabhängigen und Straffälligen. Professionelles Handeln basiert in der Sozialen

Arbeit auf ethischen Grundsätzen und verwirklicht sich als soziale Dienstleistung bei öffentlichen und freien Trägern der Sozialen Arbeit innerhalb gesellschaftlicher, politischer und administrativer Rahmenbedingungen. Typisch für dieses berufliche Handeln ist ein gesellschaftlich notwendiger Bedarf, eine soziale Problemstellung, welche von der Klientel der Sozialen Arbeit nicht allein bewältigt werden kann, ferner eine – im Vergleich zu den Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit – ganzheitliche, umfassende, Wissen vernetzende Art und Weise des Wahrnehmens, Denkens und Handelns.

Von daher scheint die Forderung nach einer eigenen Wissenschaft Soziale Arbeit auch für die Lehre an den Fachbereichen sinnvoll und notwendig, weil allein unter den Prämissen einer einzelnen Bezugswissenschaft weder der berufliche Habitus entwickelt noch sozialen Problemstellungen angemessen begegnet werden kann. Auch wenn die Konturen einer Sozialarbeitswissenschaft in Deutschland heute noch relativ unscharf sind, muss an dieser Stelle darauf verwiesen werden, dass Soziale Arbeit in vielen Ländern längst als eigenständige Disziplin und eigenständiges Universitätsstudium auftritt, beispielsweise im angloamerikanischen Raum, wo Bachelor- und Masterstudiengänge bis hin zum Promotionsstudium für den Lehr- und Forschungsbereich „Social Work“ seit vielen Jahrzehnten einen festen Bestandteil der Hochschullandschaft ausmachen. Hinsichtlich der Lehre sei hier hervorgehoben, dass damit von Großbritannien über Kanada und die USA bis hin zu Australien nicht nur entsprechende wissenschaftliche Qualifizierungsmöglichkeiten im Rahmen der Sozialen Arbeit bestehen, sondern darüber hinaus auch das Hochschulstudium für Studierende seit vielen Jahrzehnten primär in der Hand des eigenen Berufsstands liegt.

Auf dem Weg zu einer Sozialen Arbeit von morgen

Wo liegt nun die Zukunft der Sozialen Arbeit und der Entwicklung der Lehre und Wissenschaft sowie des Berufsstandes der Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen? Übergreifendes Ziel der kommenden Jahrzehnte muss es zunächst bleiben, Soziale Arbeit als eigenständigen Wissenschafts- und Lehrbereich weiter aus- und aufzubauen. Soziale Arbeit stellt bereits heute einen zentralen und bedeutenden Teil unserer Gesellschaft dar, mit unterschiedlichsten Einrichtungen, Diensten und Veranstaltungen verschiedenster öffentlicher und freier Träger, mit einem riesigen Heer an Beschäftigten, einer enormen Wirtschaftskraft sowie internationaler Verbreitung und einer vielschichtigen und traditionsreichen, jahr-

hundertelangen Geschichte. Vielen Berufstätigen, aber auch Lehrenden – sehr oft Professorinnen und Professoren anderer Fachbereiche und Fakultäten im Hochschulbereich – ist zum Beispiel nicht bewusst, welche überwältigende gesamtgesellschaftliche und volkswirtschaftliche Bedeutung Soziale Arbeit bereits in der Gegenwart innehat. Die Einrichtungen und Dienste bilden heute zum Teil große Sozialkonzerne mit Tausenden von Beschäftigten, deren Verwaltung ohne ein modernes Sozialmanagement nicht mehr auszukommen vermag. Analog dieser Bedeutung muss sich auch die Wissenschaft von der Sozialen Arbeit als eigenständige Disziplin entwickeln und sich nicht nur mit den Bachelor- und Masterabschlüssen für die Studierenden, sondern auch hinsichtlich der Lehr- und Forschungssituation insgesamt internationalen Standards angleichen.

Um Missverständnisse zu vermeiden, sollte Ausgangspunkt jeglicher weitergehender Forderungen und Zielsetzungen zunächst die Würdigung der Leistungen des Hochschulpersonals an den Fachbereichen Soziale Arbeit quer durch sämtliche Lehrgebiete sein: Hier sei daran erinnert, dass ohne das Engagement aller Lehrenden aus den vielen Wissenschaftsbereichen weder der Aufbau des Studiengangs Soziale Arbeit ab den 1970er-Jahren noch dessen nachhaltiger Ausbau in den nachfolgenden Jahrzehnten überhaupt realisierbar gewesen wäre. Ferner zeigt sich ihre Bedeutung im Rahmen der Implementierung einer eigenständigen Wissenschaft Soziale Arbeit: Obwohl selbst nicht aus der Sozialarbeit kommend, haben sich bis heute zahlreiche hauptamtliche Lehrkräfte für die Belange dieses Berufsstandes engagiert und zur Weiterentwicklung des Hochschulstudiums beigetragen. Ein neuer Weg zeichnet sich ab seit der Öffnung der Universitäten für promotionswillige Fachhochschulabsolventen, und im besonderen Maße mit der während der letzten Jahre beginnenden Neustrukturierung des gesamten Hochschulwesens und der damit verbundenen Einführung von Masterabschlüssen; damit werden erstmals in der Geschichte der Sozialarbeit angemessene Wege der wissenschaftlichen Qualifizierung als Voraussetzung für eine Professur begehbar. Um unumgängliche Notwendigkeiten Wirklichkeit werden zu lassen und das Erreichte erfolgreich weiterzuführen, bedarf es der weiteren Unterstützung und des engagierten Eintretens aller Lehrenden der Sozialen Arbeit.

Für die Herausbildung eines Habitus sowohl für die berufliche Soziale Arbeit als auch für den Bereich der Wissenschaft reicht es allerdings nicht aus, wenn ein oder zwei Lehrende am Fachbereich über eine einschlägige Ausbildung und Berufserfahrung verfü-

gen und somit als Vorbild und Orientierung für Hunderte von Studierenden dienen sollen – hierzu braucht es einen ganzen Lehrkörper. Die Soziale Arbeit der Zukunft muss sich an den internationalen Standards im angloamerikanischen Raum orientieren und diesbezüglich ausgebaut werden, sollte allerdings unter der Berücksichtigung der Traditionen und Besonderheiten deutscher Sozialer Arbeit eigene Wege beschreiten. Langfristige Zielsetzung für die kommenden Jahrzehnte muss es sein, dass deutlich mehr Professorinnen und Professoren als Grundvoraussetzung für Lehre und Forschung ein einschlägiges Studium der Sozialen Arbeit nachweisen können. So sollte bis in 20 Jahren zumindest jede zweite Professorenstelle mit einer Sozialarbeiterin beziehungsweise einem Sozialpädagogen fachlich einschlägig besetzt sein (50 Prozent + x). Diese wissenschaftliche Qualifikation eint die Lehre und Wissenschaft mit dem beruflichen Handeln und bildet ein übergreifendes gemeinsames Band. Abhängig vom Lehr- und Forschungsgebiet sind entsprechende, darüber hinausgehende Anforderungen an zusätzlichen Studiennachweisen, einschlägiger Berufserfahrung und ausgewiesener Forschungstätigkeit zu formulieren. Diese Anforderungen müssen öffentlich gemacht werden, so dass sich Interessierte an ihnen orientieren können.

Auf dieser Grundlage gilt es weitere Zielsetzungen für die Soziale Arbeit der kommenden Jahrzehnte zu verfolgen: Bezogen auf die gesamte Sozialarbeit und Sozialpädagogik muss der Anschluss an internationale Standards auch die Forschung umfassen. Hier gilt es, Forschungsergebnisse aus anderen Ländern, vor allem aus dem angloamerikanischen Raum aufzuarbeiten, Wissensbestände zu vernetzen und für die deutsche Soziale Arbeit nutzbar zu machen. Ebenso sollte auf internationaler Ebene mit Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ein reger Austausch etabliert werden. Dabei sei daran erinnert, dass viele andere Wissenschaftsdisziplinen, zum Beispiel die Medizin, die Psychologie oder die Soziologie, seit Langem diesen Weg beschreiten und im erheblichen Maße von den Forschungsergebnissen aus anderen Ländern profitieren. Analog muss sich die theoretisch-methodische Fundierung vertiefen und es müssen sich „Schulen“, vergleichbar etwa mit den unterschiedlichen Psychotherapierichtungen, herausbilden, beispielsweise zur systemischen Sozialarbeit, zur Lebensweltorientierung oder zum Sozialmanagement, wobei sich die bundesdeutsche Sozialarbeit auch für Wege anderer Länder öffnen sollte, wie zum Beispiel der lerntheoretisch begründeten, verhaltensorientierten angloamerikanischen Social Work, die auf eine äußerst reichhaltige Empi-

rie zurückgreifen kann. Die Soziale Arbeit von morgen wird aber eine Integrationswissenschaft bleiben; die heutigen Bezugswissenschaften müssen sich jedoch zu Subdisziplinen der Sozialen Arbeit weiterentwickeln und sollten auch von promovierten Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagoginnen mit entsprechender wissenschaftlicher Qualifikation mit verantwortet werden.

Mittelfristig gilt es, die Möglichkeiten zur wissenschaftlichen Qualifizierung auszubauen. Dies betrifft einerseits neben dem Aufbau der Bachelorabschlüsse die flächendeckende Implementierung von Masterabschlüssen sowie die Zusammenarbeit mit universitären Fakultäten bezüglich der Promotion, wobei es langfristig das Ziel sein muss, dass die Hochschulen zur Sozialen Arbeit von morgen ein eigenes Promotionsrecht erhalten und damit die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses gänzlich übernehmen. Die Zielsetzungen betreffen aber nicht nur die Zukunft, sondern auch die Gegenwart: Bei sämtlichen Berufungsverfahren sollte berücksichtigt werden, ob neben einer wissenschaftlichen Qualifikation in einer Bezugswissenschaft ein einschlägiges Studium der Sozialen Arbeit vorliegt; entsprechende Bewerbungen müssen nicht nur bei der Ausschreibung für eine Professur, sondern im gesamten Berufungsverfahren besondere Beachtung erfahren. Um den Anteil der Hochschullehrenden mit einer Ausbildung in der Sozialen Arbeit zu erhöhen, muss interessierten Dozenten an den Fachbereichen zudem die Möglichkeit eröffnet werden, einschlägige Masterabschlüsse in der Sozialen Arbeit sowohl im Inland als auch im Ausland zu erwerben – ein solches hervorzuhebendes Engagement sollte entsprechend gefördert und gewürdigt werden.

Anmerkungen

1 Eine Anfrage beim Statistischen Bundesamt zum hauptamtlichen Personal ergab, dass zum Teil auch die Personalsituation an den Lehrstühlen für die erziehungswissenschaftliche Sozialpädagogik mit berücksichtigt wurde, was insbesondere bei den Angaben zu den wissenschaftlichen Mitarbeitenden ersichtlich wird, hingegen bei den Nennungen von Professoren vernachlässigt werden kann. Die tatsächliche Zahl der Professorinnen und Professoren an den Fachbereichen dürfte allerdings weitaus höher liegen, da die amtliche Statistik zwischen fachlicher und organisatorischer Zugehörigkeit differenziert und Professuren an den Fachbereichen Soziale Arbeit fachlich auch anderen Lehr- und Forschungsbereichen, beispielsweise der Psychologie oder Rechtswissenschaft, zugeordnet werden.

2 Zur Geschichte dieses Berufes allgemein Amthor 2003 und 2005, ferner als Beispiele aus unterschiedlichen Jahrzehnten und Epochen die Ausführungen zur Lehr- und Ausbildungssituation bei Zeller 1994, Rhode 1989, Weber 1971a und 1971b, Koblank 1961, Haedrich 1967, Glaenz 1937, Salomon 1913 und 1927, Boeder 1920, Wichern 1958.

Literatur

- Ackermann, F.:** Handlungskompetenz und generative Deutungsmuster in der Sozialen Arbeit. In: <http://www.bis.uni-oldenburg.de/publikationen/dissertation/2000/ackhan00/ackhan00.html>. Oldenburg 2000
- Amthor, R.C.:** Die Geschichte der Berufsausbildung in der Sozialen Arbeit. Weinheim 2003
- Amthor, R.C.:** Zum geschichtlichen Mythos eines Berufsstandes In: Neue Praxis 4/2005, S. 340 ff.
- Boeder, M.:** Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendleiterin. Berlin 1920
- Bourdieu, P.; Wacquant, L.:** Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main 1996
- Engelke, E.:** Die Wissenschaft Soziale Arbeit. Freiburg im Breisgau 2003
- Fuchs-Heinritz, W.; König, A.:** Pierre Bourdieu. Konstanz 2005
- Glaenz, E.:** Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Frauenschulen für Volkspflege im Rahmen des weiblichen Bildungswesens (Dissertation). Würzburg 1937
- Haedrich, B.:** Zur Ausbildung von Sozialarbeiterinnen in Deutschland (Dissertation). München 1967
- Hartmann, M.:** Der Mythos von den Leistungseliten. Frankfurt am Main 2002
- Hartmann, M.:** Elitesoziologie. Frankfurt am Main 2004
- Koblank, E.:** Die Situation der sozialen Berufe in der sozialen Reform. Köln 1961
- Rhode, B.:** Sozialpädagogische Hochschulausbildung. Frankfurt am Main 1989
- Salomon, A.:** Zwanzig Jahre Soziale Hilfsarbeit. Karlsruhe 1913
- Salomon, A.:** Die Ausbildung zum sozialen Berufe. Leipzig 1927
- Statistisches Bundesamt:** Studierende an Hochschulen. Bildung und Kultur. Fachserie 11/Reihe 4.1. In: www.destatis.de. Wiesbaden 2007a
- Statistisches Bundesamt:** Personal an Hochschulen. Bildung und Kultur. Fachserie 11/Reihe 4.4. In: www.destatis.de. Wiesbaden 2007b
- Thole, W.; Küster-Schapfl, E-U.:** Sozialpädagogische Profis. Opladen 1997
- Thole, W.; Closs, P.:** Nimbus und Habitus. In: Homfeldt, H.-G.; Schulze-Krädener, J. (Hrsg.): Wissen und Nichtwissen. Weinheim 2000, S. 277-297
- Weber, D.P.:** Fachhochschulen für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. In: Soziale Arbeit 5/1971a, S. 53-60, 193-200
- Weber, D.P.:** Hochschulausbildung für Sozialarbeiter und Sozialpädagogen. In: Soziale Arbeit 12/1971b, S. 513-524
- Wichern, J.H.:** Sämtliche Werke. Band 4/I: Schriften zur Sozialpädagogik. Berlin 1958
- Zeller, S.:** Geschichte der Sozialarbeit als Beruf. Pfaffenweiler 1994

Burnout bei Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen

Theorie und Interventions-perspektiven

Istifan Maroon

Zusammenfassung

Burnout ist ein zentrales Problem helfender Berufe, denn seine Folgen können verheerend sein. Die Literatur zum Thema behandelt unrealisierte Hoffnungen und verloren gegangene Empathie von Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen. Deren einstiges Ideal – anderen Menschen zu helfen – wird nun durch ein Gefühl von Entfremdung und Gleichgültigkeit ersetzt. Darüber hinaus beschäftigt sich die Fachliteratur aber auch mit dem dramatischen Rückgang von Leistungsfähigkeit und mit emotionalen und körperlichen Einbußen der Fachkräfte sozialer Berufe. Der vorliegende Artikel sucht nach Gründen des Ausbrennens, präsentiert Modelle und Strategien zur Behandlung des Syndroms und gibt Hilfen für den Arbeitsalltag.

Abstract

Burnout is a serious problem in health care professions, because it can have devastating consequences. The relevant literature deals with the dashed hopes of social workers and with their loss of empathy. Their former ideal – helping others – is being replaced by a sense of alienation and indifference. Moreover, the professional literature also deals with social workers' dramatic deterioration of performance and with their loss of physical and emotional stability. The present article investigates the possible reasons of burnout, describes models and strategies for treatment and offers help for everyday work.

Schlüsselwörter

Burnout – Sozialarbeiter – Definition – Therapie

1. Zur Fachliteratur

Burnout ist ein psychologisch-sozialer Begriff, der vor allem mit helfenden Berufen, zu denen auch die Sozialarbeit gehört, in Verbindung gebracht wird. Eine Beschränkung des Begriffs auf Berufe, die Dienstleistungen an Hilfebedürftige geben, hängt mit der Anspannung und dem enormen Druck zusammen, die der Alltag in diesem Tätigkeitsbereich mit sich bringt (Freudenberger 1974, Jackson; Maslach 1982, Leiter; Maslach 2005, Wright 2005). Einige Charakteristika der helfenden Berufe lassen Burnout hier häufiger auftreten als anderswo. Helfende Berufe verlangen eine intensive menschliche Arbeit, die mit schwerem emotionalen Druck über einen langen Zeitraum hinweg verbunden ist. Durch die Konzentration auf die Klientel fließt emotionale Energie in

nur eine Richtung und kann chronische körperliche und emotionale Erschöpfung bei den Therapierenden auslösen (Edelwich; Brodsky 1980, Golembiewski u.a. 1998, Halbesleben; Bowler 2007, Le Blanc u.a. 2007, Maslach 1982, Pines u.a. 1981, Schaufeli u.a. 1993, Strom; Mowbray 2006). Im Vergleich zu anderen helfenden Berufen unterliegen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter einem überdurchschnittlichen Burnoutrisiko (Collins 2005, Babcock 2003).

Argument der Burnouttheorie ist, dass ausgerechnet engagierte Beschäftigte, die sich am meisten um ihre Klienten und Klientinnen kümmern, viel Empathie zeigen, stark motiviert sind und viel in ihre Arbeit investieren, am häufigsten unter Burnout leiden (Freudenberger 1974). Leiter und Maslach (2005) bezogen eine ähnliche Position. Ihrer Meinung nach ist das Ausbrennen eine Folge von Stresssituationen, die einst ideologisch motivierte Menschen chronisch erschöpfen. Freudenberger (1974) veröffentlichte die ersten Arbeiten zum Thema Burnout. Zum Zweck einer begrifflichen Definition berief er sich auf das Webster Wörterbuch, das Burnout als Kräfteverlust, Ermüdung, Erschöpfung infolge überzogener Anforderungen an den Energiebestand und die Ressourcen beschreibt. Freudenberger ist der Ansicht, dass die Symptome des Burnout in sämtlichen Lebensbereichen der Betroffenen auftreten werden – beim Umgang mit Klienten, mit Institutionen und außerhalb des Arbeitslebens.

Maslach und Jackson (1981) definierten Burnout als ein dreidimensionales Syndrom aus emotionaler Erschöpfung (das Gefühl, emotional durch den Kontakt mit anderen Menschen ausgelaugt zu sein), Entpersonalisierung (negative Gefühle und zynische Haltung gegenüber der Klientel) und geringeren persönlichen Errungenschaften (die Tendenz, die eigene Arbeit negativ zu bewerten), was bei Personen auftritt, die mit vielen Menschen arbeiten. Cherniss (1980) nimmt eine detaillierte Definition von Burnout vor: „Burnout ist ein Prozeß, infolge dessen sich die Ansichten und das Verhalten der Fachkraft in Reaktion auf zu starken Stress oder infolge mangelnder beruflicher Befriedigung negativ verändern.“

Diese Definition unterstreicht den graduellen Aspekt von Burnout und betont vor allem Veränderungen in der Motivation des Sozialarbeiters oder der Sozialarbeiterin. Hohe Motivation wird von niedriger Motivation abgelöst, was sich im Verlust von Begeisterung, Gefühlen und gesellschaftlichem Engagement ausdrückt. Pines u.a. (1981) haben als erste eine multidimensionale, empirische und auf Forschung fußende Definition erarbeitet. Sie beschreiben Burnout als ein Gefühl emotionaler, körperlicher und

mentaler Erschöpfung, die durch Situationen mit permanenter und kontinuierlicher seelischer Belastung hervorgerufen wird.

Trotz bestehender Definitionsunterschiede herrscht laut Maslach (1984) ein generelles Einverständnis:

- ▲ Der Prozess des Burnout spielt sich auf der Ebene der Einzelperson ab.
- ▲ Das Ausbrennen ist ein innerer Prozess psychologischer Natur, der Gefühle, Einstellungen, Beweggründe und Erwartungen beinhaltet.
- ▲ Die meisten Definitionen sprechen von emotionaler Erschöpfung, von einer negativen Einstellung zum Klienten, zur Klientin und einer negativen Haltung zu sich selbst, zu eigenen Errungenschaften.
- ▲ Burnout ist ein chronisches, anhaltendes Gefühl.
- ▲ Das Gefühl des Ausbrennens lässt sich mit einem Spiegel vergleichen, welcher die grundlegenden Probleme der westlichen individualistischen Gesellschaft reflektiert, zu denen auch die Schwierigkeit gehört, sich mit Stress auseinanderzusetzen. Menschen sind immer weniger in der Lage, ihre gesteckten Ziele zu erreichen, suchen ständig nach Selbstverwirklichung und einem Lebenssinn.

2. Burnoutsymptome

Unterschiedliche Disziplinen und verschiedene berufliche Hintergründe führten dazu, dass die einzelnen Forscher und Forscherinnen bei einer Beschreibung des Phänomens Burnout andere Blickwinkel ansetzen und das Ausbrennen unterschiedlich erklärten und definierten. Dennoch herrscht prinzipielles Einvernehmen in Bezug auf die Symptome des Phänomens (Ross u.a. 2002). Burnoutsymptome können mäßig, partiell oder temporär sein. Dies hängt jeweils vom Zeitpunkt, an dem der Einzelne das Gefühl des Ausgebrannteins spürt, sowie von Umfeldfaktoren ab. Maslach und Jackson (1981) sowie Daley (1979) sind der Ansicht, dass diese Symptome nichts anderes als Schutzmechanismen sind, die ein Sozialarbeiter oder eine Sozialarbeiterin gegen Schmerz und Frustration entwickelt hat, da es ihm oder ihr an einer geeigneten Ausbildung fehlt, sich mit diesem Druck effizienter auseinanderzusetzen.

Es besteht eine breite Palette von Reaktionen auf Burnout und Symptomkombinationen, wobei einige körperlicher, andere emotionaler Natur sind (Ross u.a. 2002).

3. Die Auseinandersetzung mit Burnout bei Sozialarbeitern

Einerseits kann Burnout eine höchst schmerzhafte Erfahrung sein, andererseits kann sie – richtig behandelt – ein erster Schritt in Richtung Bewusst-

Burnoutsymptome

verhaltensbestimmt	psychologisch	physisch
niedrige Arbeitsleistung geringe Befriedigung am Arbeitsplatz	starre Haltung gegenüber Veränderungen Verlust von Flexibilität	körperliche Erschöpfung Müdigkeit
	Desinteresse und Gefühlsverlust, Apathie	Depressionen
Kommunikationsrückgang	Zynismus, negative Haltung	Schlafmangel oder längerer Schlaf als gewöhnlich
hohe berufliche Mobilität Kündigung	emotionale Erschöpfung Verlust emotionaler Kontrolle	Kopfschmerzen
häufiges Fernbleiben von der Arbeit	Niedergeschlagenheit Gefühl vergeblicher Mühen	Magen-Darm-Beschwerden, Magengeschwüre
Verlust von Enthusiasmus für Arbeit		anhaltende, häufige Erkältungen, Grippe
ansteigender Medikamentenkonsum	Geduldsverlust, leicht irritierbar	Gewichtsverlust oder Gewichtszunahme
zunehmende Konflikte in Ehe und Familie	Unfähigkeit, sich mit unerwünschtem Stress auseinanderzusetzen	Kurzatmigkeit
	Gefühl von Verärgerung, Verbitterung, Ressentiments, Abscheu	enorme Anspannung
hoher Alkoholkonsum		
fehlende Konzentration bei der Arbeit, keine Prioritäten, Gefühl der Sinnlosigkeit	Langeweile	Herzkrankheiten
Unfallanfälligkeit	reduzierte Eigenkonzeption	sexuelles Versagen
häufige Beschwerden über Arbeit	Entmenschlichung der Klientel Stigmatisierung	
Vergesslichkeit, schwaches Konzentrationsvermögen	Verlust von Idealismus, Desillusionierung	
Arbeitssucht	Frustration	
	Entscheidungsunfähigkeit, Gefühl der Machtlosigkeit; Argwohn, Paranoia; Schuldgefühle, Gefühl des Versagens; Depressionen und Entfremdung; ungewöhnlich hohe Risikobereitschaft; Stagnierung	

seinssteigerung, Reifung und Entwicklung darstellen, da die Betroffenen während des Therapieprozesses Erfahrungen sammeln und lernen, Ressourcen richtig zu investieren und schwierige Probleme zu lösen (Le Blanc 2007). Die Auseinandersetzung mit Burnout erfolgt auf zwei Ebenen – auf der des Einzelnen und über einen unterstützenden Apparat bei und außerhalb der Arbeit (Leiter; Maslach 2005, Pines; Aronson 1988).

3.1 Auseinandersetzung mit Burnout auf individueller Ebene

Die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen müssen ihre Persönlichkeit, ihren Bildungsstand und ihre Begabungen mobilisieren, wozu sie auch imstande sind, und sollten versuchen, auf die Qualität ihrer Arbeit, ihr Arbeitsverhältnis und ihre Position am Arbeitsplatz einzuwirken. Die persönliche Auseinandersetzung kann auf der Ebene des Einzelnen in unterschiedlichen Burnoutphasen erfolgen. Dabei können bei der Arbeit und im Umfeld zusätzliche, unterstützende Faktoren ergänzend herangezogen werden (Lazarus 2000).

Zu den essenziellen Voraussetzungen einer Konfrontation mit Burnout gehören:

- ▲ Ein Problembewusstsein: Eine effiziente Auseinandersetzung verlangt zunächst einmal ein Bewusstsein dafür, dass ein Problem besteht.
- ▲ Persönliche Verantwortung für den Vorgang: Wenn das Bewusstsein für den wirklichen Grund (meist im Umfeld verankert) geschaffen ist, wird der Schwerpunkt von „Was stimmt mit mir nicht?“ auf „Was kann ich tun, um das Umfeld so zu verändern, dass es mir möglich wird, meine persönlichen und beruflichen Ziele zu verwirklichen?“ verlagert.
- ▲ Klare Unterscheidung: Wenn sich jemand der Existenz eines Problems bewusst ist und bereit ist, sich mit ihm auseinanderzusetzen, wird als dritter Schritt eine klare Differenzierung verlangt, das heißt die Person muss zwischen Dingen im Umfeld unterscheiden können, die sich ändern lassen, und solchen, die nicht zu ändern sind.
- ▲ Entwicklung von Instrumenten: Hier handelt es sich vor allem um den Einsatz von Identifikations- und Differenzierungsfähigkeiten. Das Aktionsfeld, in dem agiert werden kann, muss gesteckt werden. Der oder die Betroffene soll lernen, in sich zu gehen, und Fähigkeiten wie aktives Zuhören, Ausdrucksvermögen und das Beraten von Problemen und deren mögliche Lösungen mit anderen entwickeln.
- ▲ Die Beziehung zwischen Sozialarbeiter, Sozialarbeiterin und deren Beschäftigungsrahmen muss geändert werden: Dabei ist zu prüfen, ob Übereinstimmung besteht. Wie verhält es sich mit dem Wohl-

empfinden? Fehlt es etwa an Harmonie? Empfindet der Sozialarbeiter, die Sozialarbeiterin Distanz? Eine solche Situation verlangt Geben und Nehmen, Kompromisse, ein Bewusstsein für das, was veränderbar ist, und für das, was sich nicht ändern lässt. Dabei sollte der Sozialarbeiter oder die Sozialarbeiterin realistisch sein und wissen, weshalb ihm oder ihr die Arbeit wichtig und wertvoll ist und weshalb er oder sie sich ihr gegenüber verpflichtet fühlt.

3.2 Strategien der Auseinandersetzung

Um Lösungsstrategien zu entwickeln, muss sich der Sozialarbeiter, die Sozialarbeiterin entscheiden, welcher Arbeitsbereich für ihn, für sie am problematischsten ist, um darauf hinzuwirken, diesen zu verändern. Sofern möglich, sollte er oder sie sich parallel hierzu für kleine Änderungen auf anderen Gebieten einsetzen, allerdings nicht in demselben Ausmaß, wie er oder sie dies in dem ausgewählten zentralen Bereich tut. Später kann sich der Sozialarbeiter, die Sozialarbeiterin dann ein anderes Gebiet aussuchen und darauf konzentrieren (Leiter; Maslach 2005).

Die zentralen Bereiche der Auseinandersetzung auf persönlicher Ebene sind:

- ▲ Die betroffene Person zeichnet ein Bild – ihre reale Sichtweise; sie weiß, was sie weshalb fühlt.
- ▲ Reale Ziele werden gesteckt.
- ▲ Symptome von Stress und Burnout müssen erkannt und identifiziert werden.
- ▲ Hilfe soll ersucht werden, wenn diese erforderlich wird.
- ▲ Der Zugang zu einem unterstützenden Apparat (Freunde, Familie, Arbeitsplatz) muss gefunden werden.
- ▲ Die betroffene Person sollte auf eine gute Zukunft hoffen.
- ▲ Sie sollte sich nicht „zu große“ Sorgen um Klienten und Klientinnen machen; dadurch würden Gleichgewicht und Objektivität beeinträchtigt werden.
- ▲ Sie sollte sich persönliche und gesellschaftliche Aktivitäten außerhalb der Arbeitszeit suchen.
- ▲ Sie sollte gegebenenfalls eine berufliche Pause einlegen.
- ▲ Sie sollte regelmäßig Sport treiben.
- ▲ Sie sollte sich im Arbeitsleben organisatorisch engagieren.
- ▲ Sie sollte bereit sein, unter Umständen beratende Hilfe in Anspruch zu nehmen.
- ▲ Sie sollte sich um die Entwicklung und Überarbeitung von neuen Behandlungstechniken und Mitteln bemühen.
- ▲ Sie sollte das Positive der Arbeit und menschlicher Beziehungen betonen und in den Mittelpunkt stellen.

4. Quellen und Instrumente der Unterstützung

Soziale Unterstützung ist eine externe Ressource, die als emotionales, kognitives und verhaltensorientiertes soziales Beziehungsgefücht definiert wird. Diese Ressource soll die inneren, persönlichen Ressourcen ergänzen, um in Situationen der Not eine empathische Konfrontation zu ermöglichen (Cobb 1976, Prins u. a. 2007). Es wurde bereits vielfach belegt, dass das Fehlen eines unterstützenden Hilfeapparats oder eine zu schwache Unterstützung Gefühle wie Anspannung, Frustration und Burnout begünstigen (Dammer 2004). Im Umkehrschluss zeigte sich, dass Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die sozial unterstützt werden, bestimmte Situationen als weniger stressig empfinden und nicht so ausgebrannt sind (Jenkins; Elliott 2004).

Der unterstützende Apparat besitzt fünf Komponenten und Eigenschaften:

- ▲ Die Hilfe leistende Stelle muss immer und vor allem in Krisenzeiten zugänglich sein.
- ▲ Die Beziehung muss auf Gegenseitigkeit beruhen.
- ▲ Hilfestellung sollte praktisch sein.
- ▲ Emotionale Hilfestellung, aufmerksames und empathisches Gehör sollten zur Verfügung stehen.
- ▲ Die Hilfe muss auch einen zeitlichen Bezug zum Stresserlebnis haben.

Es wird vor allem zwischen dem formalen Hilfeapparat, der sich aus Arbeitskollegen und -kolleginnen, Vorgesetzten und Supervisoren zusammensetzt, und informeller Hilfe unterschieden, zu der Familie und Freunde gehören.

4.1 Der familiäre und kommunitäre Hilfeapparat

Familie und Freunde können den Burnout stoppen oder begrenzen, indem sie an der Stresserfahrung und den sie begleitenden Gefühlen Anteil nehmen und auf diese Weise die Last verteilen (Dammer 2004, Jenkins; Elliot 2004). Leiter und Maslach (2005) fanden heraus, dass hier die Bedeutung, die die betroffene Person ihrem Leben außerhalb der Arbeit beimisst, eine wichtige Rolle spielt. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, die zu stark in ihre Arbeit involviert sind und sehr wenig Zeit für sich selbst und ihr Privatleben aufbringen, empfinden Burnout stärker. Auch Garrett und McDaniel (2001) sind der Meinung, dass das Leben außerhalb der Arbeit ein großes Maß an Unabhängigkeit, Freiraum, emotionaler Gegenseitigkeit, Unterstützung und andere Gegenleistungen bietet. Die Komponente der Gegenseitigkeit im Hilfeapparat gilt als wesentlich, da informelle Strukturen von Menschen gebildet werden, deren Beziehungen auf emotionaler Nähe ba-

sieren. Sie können Ressourcen der emotionalen, soziale Unterstützung sein und ein Dazugehörigkeitsgefühl geben, beraten und vermittelnd wirken.

4.2 Der berufliche Rahmen als formeller und sozialer Hilfeapparat

Für die meisten Menschen ist die Arbeit ein zentraler, wertvoller Teil ihres Lebens. Sie bestimmt ihren Lebensrhythmus, den gesellschaftlichen Rahmen und definiert das Selbstwertgefühl. Außerdem ist Arbeit eine Quelle für Gegenleistungen und Druck. Die Unterstützung durch Kollegen, Kolleginnen und Vorgesetzte hat sich als äußerst hilfreich erwiesen, wenn es um eine Reaktion auf Stress und vor allem wenn es um Krisen am Arbeitsplatz geht (Jenkins; Elliot 2004, Le Blanc 2007).

Die Auseinandersetzung auf der Ebene des Arbeitsumfelds umfasst folgende Bereiche:

- ▲ Eine Reduzierung der Fälle verbessert die Qualität der Beziehung zu den Klienten und Klientinnen und verhindert das Entstehen von emotionaler, körperlicher und kognitiver Last.
- ▲ Auf bürokratischer Ebene sollten möglichst wenig Formblätter benutzt und administrative Verfahren vereinfacht werden.
- ▲ Arbeitsbedingte Konflikte sollten durch Klärung der Aufgaben, durch berufliche Beförderung aufgrund qualitativ guter Leistungen und durch eine faire Verteilung der Gegenleistungen und Vergünstigungen gelöst werden.
- ▲ Organisatorische Veränderungen sollten auf die Bedürfnisse des Sozialarbeiters, der Sozialarbeiterin und nicht nur auf die der Organisation abgestimmt sein. Eine Organisation kann durch Förderung des Teams und durch Unterstützung des beruflichen Reifens und manchmal durch den Tausch von Aufgaben flexibel gestaltet werden.
- ▲ Bessere Auswahl der Klienten und Klientinnen, vor allem wenn bei diesen ständig ein- und dieselben Symptome (Abhängigkeit, Aggressivität, Manipulativität und Motivationslosigkeit) auftreten.
- ▲ Das Angebot einer „Auszeit“ kann den Burnout reduzieren, indem es die Möglichkeit bietet, sich aus Stresssituationen zurückzuziehen. Hier könnte der betroffenen Person beispielsweise Büroarbeit oder Arbeit mit Klienten angeboten werden, die kein zu starkes oder kein zu großes mentales Engagement verlangen.
- ▲ Das Feedback am Arbeitsplatz sollte verbessert werden. Ein kontinuierliches und permanentes Feedback ist für Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen besonders dann wichtig, wenn sie sehr schwierige Bevölkerungsgruppen betreuen, bei denen sich nur geringe oder gar keine Veränderungen einstellen.

▲ Bildungsmaßnahmen sollten gefördert werden. Qualifizierte, gebildete Fachkräfte sind oft flexibler und leiden weniger unter Burnout. Fortbildungsmaßnahmen, Seminare und Kongresse können Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter Fähigkeiten vermitteln, die ihnen helfen, sich berufliche Ziele zu setzen und bisher ungenutzte Strategien der Konfrontation einzusetzen.

▲ Es kann hilfreich sein, ein neues Aufgabenfeld zu finden, indem neue Zielgruppen angenommen und Absichten neu definiert werden.

▲ Mit einer Förderung der interdisziplinären Teamarbeit können die Teilnehmenden ihre Gefühle offen ausdrücken und von der Leitung sowie Kollegen und Kolleginnen Unterstützung erhalten und auch geben. Darüber hinaus sollten eine Atmosphäre der Zusammenarbeit am Arbeitsplatz und eine bessere Kommunikation zwischen Beschäftigten in höheren Positionen ermöglicht werden.

4.3 Supervision im Rahmen der Arbeit

Der Supervision kommt eine wesentliche Bedeutung als Mittel der Unterstützung zu. Sie erfüllt im Rahmen der Sozialarbeit drei Funktionen (*Kadushin; Harkness 2002*), wobei sie zur Entwicklung von Fähigkeiten und Qualifikationen der betreffenden Person, zur Durchsetzung ihrer Ziele und zur Behandlung ihrer Schwierigkeiten beitragen soll (*Munson 1993*). Die Literatur betont die ausschlaggebende Rolle der Supervision bei der Therapie. Sie kann den Prozess des Burnout verlangsamen und manchmal ganz verhindern (*Jenkins; Elliot 2004*). Im Rahmen ihrer pädagogischen Funktion vermittelt Supervision vor allem Wissen, Fähigkeiten und Techniken der Sozialarbeit. Hier hat sich gezeigt, dass sie Burnout stoppen und zu einem Gefühl verhelfen kann, etwas erreicht zu haben. Sie befördert einen Lernprozess, das Ansammeln von Fähigkeiten und die Entwicklung eines Wissens von Kompetenz und Professionalität (*Cohen; Gagin 2005; Kadushin; Harkness 2002*).

In ihrer zweiten Funktion befasst sich Supervision mit der Unterstützung der administrativen Leistungen der Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen. Dadurch wird die Arbeitslast vermindert. Sie hilft bei der Lösung von Rollenkonflikten und klärt Kompetenzen. Die Supervision, die Burnout im Rahmen ihrer unterstützenden Funktion verhindern will, hat sich als besonders bedeutungsvoll gezeigt, da sie die Fähigkeit der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter stärkt, sich mit Situationen von Anspannung und Stress bei der Arbeit auseinanderzusetzen (*Kadushin; Harkness 2002*). Dazu gehört, dass persönliche und interpersönliche Spannungen aufgelöst und persönliche und berufliche Identität gestärkt werden.

Literatur

- Babcock, J.: Burnout among Licensed Master social workers in Maine. University of Southern Maine, MA Thesis 2003
- Cherniss, C.: Staff Burnout. Job stress in the human services. New York 1980
- Cobb, S.: Social support as a moderator of life stress. In: *Psychosomatic Medicine* 5/1976, S. 300-314
- Cohen, M.; Gagin, R.: Can skill-development training alleviate burnout in hospital social workers? In: *Social-Work-in-Health-Care* 40/2005, S. 83-97
- Collins, L.: Embracing spirituality as an element of professional self-care. In: *Social-Work-and-Christianity* 32/2005, S. 263-274
- Daley, R.: Preventing worker burnout in child welfare. In: *Child welfare* 33/1979, S. 443-450
- Dammer, C.: Burnout: The health care worker as survivor. In: *The AIDS reader* 14/2004, S. 522-537
- Edelwich, J.; Brodsky, A.: Burnout. Stages of disillusionment in the helping professionals. New York 1980
- Freudemberger, H.: Staff burnout. In: *Journal of Social Issues* 30/1974
- Garrett, D.; McDaniel, A.: A new look at nurse burnout. In: *The journal of nursing administration* 31/2001, S. 91-96
- Golembiewski, R. u. a.: Estimates of burnout in public agencies. In: *Public Administration Review* 58/1998, S. 59-65
- Halbesleben, J.; Bowler, W.: Emotional Exhaustion and Job Performance: The Mediating Role of Motivation. In: *Journal-of-Applied-Psychology* 92/2007, S. 93-106
- Jackson, S.; Maslach, C.: After effects of job related stresses. Families as victims. In: *Journal of Occupational Behavior* 3/1982
- Jenkins, R.; Elliot, P.: Stressors, burnout and social support. In: *Journal of advances nursing* 48/2004, S. 622-631
- Kadushin, A.; Harkness, D.: Supervision in social work. New York 2002
- Lazarus, R.: Towards better research on stress and coping. In: *The American psychologist* 55/2000, S. 665-673
- Le Blanc, M. u. a.: Take Care! The Evaluation of a Team-Based Burnout Intervention Program for Oncology Care Providers. In: *Journal-of-Applied-Psychology* 92/2007, S. 213-227
- Leiter, P.; Maslach, C.: Banishing burnout. Six strategies for improving your relationship with work. San Francisco 2005
- Maslach, C.: Burnout: The cost of caring. New York 1982
- Maslach, C.: Understanding burnout in job stress and burnout research. Theory and Intervention perspectives. Beverly Hills 1984
- Maslach, C.; Jackson, S.: Maslach Burnout inventory manual. Palo Alto 1981
- Munson, C.: Clinical social work supervision. New York 1993
- Pines, A.; Aronson, E.: Career burnout. Causes and cures. New York 1988
- Pines, A. u. a.: Burnout – from tedium to personal growth. New York 1981
- Prins, T. u. a.: The role of social support in burnout among Dutch medical residents. In: *Psychology Health and Medicine* 12/2007
- Ross, M. u. a.: Staff burnout in long term care facilities. In: *Geriatrics Today* 5/2002, S. 132-135
- Schaufeli, W. u. a.: Professional burnout, recent developments in theory and research. Washington 1993
- Strom, K.; Mowbray, D.: Who heals the helper? Facilitating the social worker's grief. In: *Families-in-Society* 77/2006
- Wright, S.: Burnout – A spiritual Crisis. In: *Nursing Standard* 19/2005, S. 2-23

Zur Wiederentdeckung der Gemeinwesenarbeit als Methode der Sozialen Arbeit

Annette Frenzke-Kulbach

Zusammenfassung

Community Organization wurde aus Amerika kommend in den 1970er-Jahren mit viel Hoffnung als Gemeinwesenarbeit (GWA) in den deutschen Methodenkanon aufgenommen. Erste kritische Stimmen erhoben sich Anfang der 1980er-Jahre mit dem Argument, GWA würde durch die Verbindung mit sozialer Gruppenarbeit die Bewohner und Bewohnerinnen pädagogisch überformen. In den Lehrbüchern wurde GWA weiter vermittelt, obwohl sie in der Wirklichkeit aus Geldmangel und der Hinwendung zu therapeutischen Konzepten fortan residual blieb. Ebenfalls aus Haushaltsgründen tauchten GWA-Konzepte seit den 1990er-Jahren in kommunalen Programmen wieder auf, nun als Quartiers- oder Stadtteilmanagement. Es ist heute zu beachten, dass methodische Erfahrungen sozialräumlichen Handelns nicht zugunsten einer Prioritätensetzung auf Techniken sozialräumlicher Erkundung vernachlässigt werden.

Abstract

In Germany elements of community organization were adapted in the 1970ties as third method of intervention (beneath case-work and group-work), named „Gemeinwesenarbeit“ (GWA). In the beginning of the 1980ties critical remarks noted that GWA ceased people to participate using elements of group-work. Lack of money and the turn to therapeutical concepts stopped GWA-projekts indeed in the following years. Today we realize a revival of GWA now as urban management. In this context it's important to remember the methodical experiences of GWA: analytical explorations alone don't support the people in the community.

Schlüsselwörter

Gemeinwesenarbeit – Methode – Soziale Arbeit – Gruppenarbeit – Stadtteil – Sozialraum

Die klassischen Methoden der Sozialen Arbeit

Der Begriff Methode kommt aus dem Griechischen und kann als Weg oder Handlungsweise übersetzt werden. Methode ist also das planvolle Verfahren zur Erreichung eines bestimmten Ziels, gleichgültig, ob es sich um ein Ziel im Rahmen der Wissenschaft oder der Praxis handelt. Methoden in der Sozialen Arbeit sind von berufsständischen Vorstellungen geprägt, gekoppelt mit erfahrungsgestütztem Wissen über systematisches Handeln (zum Beispiel: mache

dies, wenn). Methoden enthalten also standardisierte Elemente, die übertragbar sind und deren Einhaltung im Idealfall kontrollierbar ist. Damit werden Methoden in der Sozialen Arbeit lehr- und lernbar. Im sozialen Bereich kann jedoch die genaue Abfolge der geplanten Verfahrensschritte nur schwer bestimmt werden, weil die jeweiligen Kontextbedingungen des Falles immer unterschiedlich sind (Hansbauer 2002, S. 834).

Erschwerend kommt für die Soziale Arbeit hinzu, dass der Methodenbegriff in der Vergangenheit für unterschiedliche Sachverhalte verwendet wurde:

- ▲ Methode als systematisches Vorgehen zur Lösung von Problemen mit anerkannten Verfahrensschritten wie Situationsanalyse, Zielklärung, Veränderungsmaßnahmen und Auswertung), zum Beispiel in der Einzelfallhilfe.
- ▲ Handlungskonzepte beziehungsweise Handlungstheorien werden ebenfalls als Methodenlehre vermittelt und bringen Ziele, Inhalte, Methoden und Techniken sowie Verfahren in einen sinnvollen Zusammenhang, zum Beispiel das Konzept lebensweltorientierter Sozialer Arbeit.
- ▲ Auch einzelne Techniken und Verfahren werden als Methoden bezeichnet, zum Beispiel Hilfepläne, Genogramme.

In den deutschen Ausbildungsstätten wurden bis in die 1970er-Jahre die klassischen Methoden der Sozialen Arbeit vermittelt, die als systematisches Vorgehen einen Fortschritt gegenüber dem früheren, auf spontane Hilfe setzenden Vorgehen darstellten und weitgehend aus den USA übernommen wurden: Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit. In den 1980er-Jahren geriet die Methode der Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit in die Kritik. Drei Aspekte standen dabei im Vordergrund: Eine fehlende theoretische Fundierung; die Verlagerung gesellschaftlich verursachter Probleme auf die Ebene des Einzelnen und eine Pathologisierung durch die Nähe zu medizinischen Handlungsmodellen (Anamnese, Diagnose, Therapie).

Gegen die Gemeinwesenarbeit wurde argumentiert, dass sie keine Methode im eigentlichen Sinne sei, sondern bestenfalls ein Arbeitsprinzip, weil sie die anderen beiden Methoden des traditionellen „Dreigestirns“ (Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit) beinhalte. Dies wurde von den Verfechterinnen und Verfechter der Gemeinwesenarbeit auch zunehmend akzeptiert und folgerichtig offensiv vertreten, indem sie Gemeinwesenarbeit als methodenintegratives, an der Lebenswelt der Betroffenen orientiertes Grundprinzip Sozialer Arbeit verstanden (Mohrlok

u. a. 1993, S. 51). Gleichzeitig unterstützten namhafte Vertretende der Gemeinwesenarbeit die Kritik an der Gruppenarbeit. So lehnten *Hinte* und *Karras* eine soziale Gruppenarbeit vehement ab, in der pädagogische Experten und Expertinnen mit Gruppen arbeiten; sie sollten sich vielmehr mit ihren Werten, Gefühlen, Stärken und Schwächen in die Gruppe begeben (*Hinte* u. a. 1989, S. 71).

Gemeinwesenarbeit und soziale Gruppenarbeit

Gemeinhin wird die Arbeit mit sozialen Gruppen in Gruppenarbeit, pädagogische und soziale Gruppenarbeit unterschieden (*Schmidt-Grunert* 1997, S. 56). Andere Autorinnen und Autoren weisen zu Recht auf die Bedeutung der unterschiedlichen Formen psychotherapeutischer Gruppenarbeit hin (*Kersting* u. a. 1994, S. 57). Gruppenarbeit vollzieht sich unter einer für die Mitglieder der Gruppe verbindlichen Zielsetzung. Diese Arbeit ist nicht auf das Feld der Sozialen Arbeit begrenzt (Schule, Weiterbildung, Betriebe), sondern umfasst im sozialen Bereich zum Beispiel auch die Jugendfreizeitgestaltung.

Gruppenpädagogik weist darüber hinaus eine erzieherische Absicht auf. Zwar werden die Strukturen und die Dynamik im weitesten Sinne durch die agierenden Gruppenmitglieder selbst hergestellt, aber der Gruppenleitung wird eine Führungsrolle zugeschrieben. Soziale Gruppenarbeit wird häufig mit Gruppenpädagogik synonym gebraucht. Ein eigenständiges Profil besitzt die soziale Gruppenarbeit jedoch in ihrem Fokus als problemzentrierte Gruppenarbeit. Sie zielt auf eine Gruppe von Menschen, die mit individuellen und sozial bedingten Beschädigungen leben müssen. Ein wichtiges methodisches Instrumentarium der sozialen Gruppenarbeit sowie der Gruppenpädagogik sind folgende Prinzipien:

- ▲ individualisieren;
- ▲ dort anfangen, wo die Gruppe steht;
- ▲ sich entbehrlich machen;
- ▲ Hilfe durch Programmgestaltung;
- ▲ erzieherisch richtig Grenzen setzen (*Schmidt-Grunert* 1997, S. 69).

Besonders das letztgenannte Prinzip ist in der Gemeinwesenarbeit auf starke Kritik gestoßen, vermittelt es doch den Eindruck allmächtiger Kompetenz der Leitenden in der sozialen Gruppenarbeit. Aktivierende Soziale Arbeit in benachteiligten Wohnvierteln erfährt sehr schnell die Grenzen „erzieherischer Gruppenarbeit“ mit methodisch sauberen Interventionen. In der Migrationssozialarbeit wird dies besonders deutlich. Sie legt einen Ansatz von Gruppenarbeit nahe, der nicht mehr an der zentra-

len Stellung der Gruppenleitung orientiert ist, sondern sehr differenziert das Lebensfeld und die Biographie der Betroffenen wahrnimmt.

Jenseits der Abgrenzung der „neuen“ Gemeinwesenarbeit von vorgeblich „alten“ Konzepten der sozialen Gruppenarbeit wird allerdings auch folgender Sachverhalt deutlich: Wenn es um die Lösung von Problemen geht, bedienen sich Kritiker und Kritikerinnen der „alten“ Gruppenpädagogik, so *Wolfgang Hinte*, nach wie vor der Erkenntnisse aus der Gruppenarbeit, sei es bei Fragen um die Lösung von Konflikten, um Führerschaft, um die Gruppenentwicklung oder das Problem Einzelner mit der Gruppe (*Hinte* u. a. 1989, S. 107 ff.). Andererseits weist *Marianne Schmidt-Grunert* ausdrücklich darauf hin, dass sich soziale Gruppenarbeit als bedürfnisorientierte, alltags- und lebensweltbezogene Arbeit versteht, die an den Ressourcen der Klientel ansetzt und diese aktivieren will (*Schmidt-Grunert* 1997, S. 73).

Soziale Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit treffen sich also heute im Konzept der Lebensweltorientierung. Eine lebensweltorientierte Soziale Arbeit muss sich vor diesem Hintergrund nach *Thiersch* am gegebenen Alltag der Menschen orientieren und zu dessen Gelingen beitragen (*Thiersch* 1992, S. 12). Dabei sind folgende Handlungsmaxime für ein methodisch angemessenes Vorgehen zu beachten:

- ▲ Prävention (Vorbeugung): Stabilisierung belastbarer und unterstützender Lebensbewältigung;
- ▲ Alltagsnähe: Präsenz von erreichbaren und niedrigschwelligeren Hilfen in der Lebenswelt der Klientel;
- ▲ Partizipation: Vielfältigkeit von Beteiligungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten;
- ▲ Dezentralisierung und Vernetzung: Ziel muss die Präsenz der Hilfen vor Ort sein.

Die Orientierung am Lebensraum der Betroffenen führte unter anderem zur „Wiederentdeckung“ der sozialräumlichen Perspektive Anfang der 1990er-Jahre. Schwierigkeiten und Probleme einer Person resultieren danach nicht primär aus deren (Un-)Fähigkeiten, Motivationen und Bewältigungsstrategien, vielmehr wird nach Belastungen, Ressourcen und Anregungen von Personen in Wohnung, Nachbarschaft und Wohngebiet gefragt (*Meinold* 1995, S. 195). Sozialräumliches Vorgehen öffnet also den Blick für Ressourcen und Mängel in Einrichtungen und im Umfeld von Personen und Gruppen. Mit diesem Wechsel der Sichtweise erweitern sich Interventionsformen und -richtungen. Nicht nur die Klientel ist Adressatin des Handelns, sondern auch Nachbarn, freie Träger, öffentliche Dienste und andere mehr.

Von der Gemeinwesenarbeit zur „Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit“

Die Gemeinwesenarbeit der frühen 1970er-Jahre stützte sich vornehmlich auf Literatur aus den USA und den Niederlanden. Damals konkurrierten Lehrbücher aus den USA von *Ross* (sozialpädagogisch-idealistischer Ansatz) mit dem eher klassenkämpferischen Ansatz von *Alinsky* und den religiös verbrämten Vorstellungen des Niederländers *Boer*. In dieser Phase entstanden eine Vielzahl von Projekten, die von Studierenden und Bewohnern zumeist in größeren Städten angestoßen wurden. Erst später bedienten sich eine Anzahl von Sozial- und Jugendämtern der Gemeinwesenarbeit als einer Art Frühwarnsystem für ihre Sozialplanung. Gründe für den Niedergang der damaligen Gemeinwesenarbeit waren unter anderem:

- ▲ Konflikte und unterschiedliche Herangehensweisen von ehrenamtlichen Initiativen und hauptamtlichen sozialen Fachkräften (*Müller* 1988, S. 228);
- ▲ die Weigerung vieler Ratsmitglieder, radikalen Kritikern die Arbeit zu finanzieren;
- ▲ das Auslaufen zeitlich befristeter Programme, finanziert über Stellen aus den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen;
- ▲ das Desinteresse der Wissenschaft am Thema;
- ▲ die Zunahme des Interesses an therapeutischer Arbeit;
- ▲ später erwies sich das KJHG mit seinem Vorrang der Fallfinanzierung als hinderlich: Gemeinwesenarbeit ist keine Pflichtaufgabe und so wurden in Zeiten knappen Geldes viele Projekte, die überlebt hatten, zurückgefahren (*Hinte* 2002, S. 538).

Angesichts der terminologischen Unschärfe und der uneinheitlichen und wenig systematischen Praxis von GWA-Projekten wurde in den 1980er-Jahren, vornehmlich gestützt auf das Institut für stadtteilbezogene Arbeit und Beratung in Essen (ISSAB), das Konzept der „Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit“ entwickelt. GWA war bei den kommunalen Trägern als kooperationsunwillige, undurchsichtige und lästige Instanz verrufen, die Geld forderte, ohne sich in die „kommunale Familie“ einzuordnen. Sozialraumorientierung war dagegen relativ unverbraucht, so dass man sich bei der Nutzung dieses Begriffs wieder auf Inhalte konzentrieren und Kooperationsstrukturen unter Verwendung gemeinwesenarbeiterischen Gedankenguts mit Kommunen aufbauen konnte (ebd., S. 539). Stadtteilbezogene Soziale Arbeit sollte in Institutionen methodisch wie praktisch auf einen Stadtteil hin organisiert werden, der eine überschaubare sozialräumliche Einheit mit 4 000 bis 10 000 Einwohnern bildet. Bei der sozialräumlichen Arbeit wird das Hauptinteresse von ein-

zellen Betroffenen auf das Milieu verlagert: Die Lebenswelt wird zum Objekt Sozialer Arbeit, und die Klienten und Klientinnen sollen zu Akteuren in ihrer Lebenswelt werden. Dahinter steht die Annahme, dass Veränderungen im Wohnumfeld auch Veränderungen der dort lebenden Menschen nach sich ziehen.

Im Kontext der aktuellen Diskussion in der Kinder- und Jugendhilfe werden Sozialraumentwicklung und Sozialraumorientierung auch von langjährigen Protagonisten dieses Arbeitsprinzips, wie *Dieter Oelschlägel*, synonym mit Gemeinwesenarbeit oder Stadtteilmanagement gebraucht (*Oelschlägel* 2001, S. 657). Die neuere Diskussion zieht den Begriff „Sozialraumorientierung“ vor (*Kessl* 2006, S. 39). Ein Unterschied zur frühen Gemeinwesenarbeit besteht darin, dass die Verwaltungen nicht mehr als Gegner angesehen werden. Sie sind vielmehr Auftraggeber und weisen der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit eine Scharnierfunktion zu.

Grundsätze sozialräumlichen Handelns

Gemeinsam ist den neuen Vorstellungen von der Orientierung am Sozialraum, dass es sich um ein Vorgehen handelt, welches sich nicht auf Einzelfälle konzentriert, sondern den Feldbezug, also die Umgebung der Klientel einbezieht. *Fabian Kessl* spricht von der Ressourcenorientierung durch Stadtteilbezug und von der Mobilisierung sozialer Netzwerke (*Kessl* u. a. 2007, S. 41). Sozialraumorientierung schaut also von unten, das heißt von den betroffenen Menschen und ihren Ressourcen, und nicht von oben, von der Politik oder von Gesetzen her. Damit soll die bisherige institutionelle Differenzierung überwunden werden, Angebote Sozialer Arbeit sollen passgenauer und bürgernäher gestaltet und die Betroffenen beteiligt werden.

Die Bedeutung der Raumstruktur für die sozialen Beziehungen und deren Rückwirkungen auf die räumlichen Bedingungen sind seit Langem unbestritten. Sozialarbeiterinnen, Stadtentwickler oder Quartiersmanager und -managerinnen begegnen sich heute in benachteiligten Stadtteilen. *Helga Treeß* weist allerdings auf vielfältige Erfahrungen hin, die zeigen, dass die unterschiedlichen Berufsidentitäten nicht automatisch zu einem Gewinn für den Stadtteil führen müssen. Vielmehr kommt es auf Seiten der Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen häufig zur unkritischen Übernahme eigenartiger Beteiligungsmethoden aus den anderen Arbeitsfeldern, deren bloße Anwendung bereits mit Partizipation und sozialräumlicher Arbeit verwechselt wird (*Treeß* 2002, S. 930).

In einem fachlich fundierten sozialräumlichen Arbeitskonzept werden voneinander abgegrenzte Arbeitsfelder, Hilfesysteme und Institutionen (zum Beispiel Kinder- und Jugendhilfe auf der einen und Schule, Gesundheitsförderung, Arbeitsförderung und so weiter auf der anderen Seite) in ihrem Nutzen für die Kooperation lokaler Akteure bewusst wahrgenommen. Integriert werden sowohl alle geeigneten sozialarbeiterischen Methoden und Ansätze (Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit, Jugendhilfeplanung) wie auch solche politisch-methodischen Handelns (Bürgerversammlungen, Stadtteilkonferenzen, Öffentlichkeitsarbeit) und der sozialen Aktion (lokale Feldanalysen, Netzwerkforschung, aktivierende Befragung), um die Teilhabechancen der Bewohnerinnen und Bewohner zu erhöhen (Ferchhoff 1991, S. 219).

Dabei gilt es, folgende methodischen Blickrichtungen und Prinzipien sozialräumlichen Handelns zu beachten (Hinte 2001b, 235 f.):

- ▲ Orientierung an den geäußerten Interessen der Wohnbevölkerung;
- ▲ Stärkung von Selbsthilfekräften und Eigeninitiative;
- ▲ Nutzung der Ressourcen des sozialen Raumes;
- ▲ zielgruppen- und arbeitsfeldübergreifendes Arbeiten;
- ▲ Kooperation und Koordination der sozialen Dienste.

Diese Prinzipien sollen nachfolgend erläutert werden (Treeß 2002, S. 933 ff.):

▲ Wenn wir die Interessen der Wohnbevölkerung in den Blick nehmen, sind die Schlüsselfragen: Was wollen die Menschen und wie erwerben wir ihr Vertrauen, es uns mitzuteilen? Welche belastenden Verhältnisse können Menschen durch Selbstaktivierung unter Inanspruchnahme unserer professionellen Kompetenzen verändern?

Grundhaltung: Die Menschen des Quartiers sollen festlegen, was sie wollen, und nicht darauf festgelegt werden, was sie brauchen (Hinte u. a. 2006, S. 47). Methodische Hilfsmittel orientieren sich an der Situation und reichen von der aktivierenden Befragung über Interviews mit Schlüsselpersonen bis zu ungeplanten Begegnungen auf dem Wochenmarkt.

▲ Die Stärkung der Selbsthilfekräfte und Eigeninitiative der Bevölkerung verlangt von den Professionellen, alte Verhaltensweisen über Bord zu werfen, um Menschen nicht zu entmündigen und als defizitäre Wesen zu behandeln. Nur wenn die Menschen eingebunden sind, können programmorientierte Angebote greifen (Hinte 2001a, S. 77).

Grundhaltung: An den Fähigkeiten der Betroffenen anknüpfen. Klientinnen und Klienten sind Menschen mit Rechten, keine Kinder in Not, deshalb müssen sie als Experten und Expertinnen ihrer Lebenswelt anerkannt werden. Es geht darum, eine Perspektive der Rechte einzunehmen statt einer Bedürftigkeitsperspektive. Dialoge müssen auf Augenhöhe geführt werden statt Gesprächsführung zu betreiben (Früchtel u. a. 2007, S. 72).

▲ Die Nutzung der Ressourcen des Stadtteils gehört zu den spannendsten Tätigkeiten sozialräumlicher Kinder- und Jugendhilfe. Räume, Nachbarschaften, spezielle Fähigkeiten einzelner Bürgerinnen und Bürger, kommunale Dienstleistungen im Stadtteil müssen erkannt und vernetzt werden. Ressourcen entdeckt man am besten durch Kooperation; erst gegenseitiges Vertrauen schafft die Voraussetzung für längerfristige, gelingende Prozesse. Menschen und soziale Räume verfügen über Ressourcen und Möglichkeiten, von denen das professionelle Hilfesystem oftmals überhaupt nichts weiß. Vielfach führt die Selbstbezogenheit vorhandener Einrichtungen zur primären Nutzung standardisierter professioneller Hilfeformen und damit zur Verschwendungen wertvoller Ressourcen.

Grundhaltung: Eine an den Ressourcen orientierte Sichtweise verlangt als Grundhaltung von den Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter nicht, die rechtlich abgesicherten Pflichtaufgaben zu vernachlässigen. Sie ermöglicht aber die Erledigung der Pflichtaufgaben in einem anderen Kontext, das heißt, dass die Ressourcen des Stadtteils und der dort verorteten sozialen Dienste durch eine Reduzierung der Sonderzuständigkeiten und eine größere Entscheidungsbefugnis unterer Dienststellen besser genutzt werden (Hinte 2001a, S. 79).

▲ Zielgruppen- und arbeitsfeldübergreifendes Arbeiten fällt Fachkräften der Sozialarbeit schwer, weil ihre Arbeit meist nach Zielgruppen aufgeteilt ist. Sozialräumliche Arbeit soll jedoch dazu beitragen, Beziehungen von Jung und Alt, Behinderten und Nichtbehinderten, Hiesigen und Zuwanderern möglich zu machen. Sie sind mit den Mitteln und Zuständigkeiten des engeren sozialen Breiches häufig allein nicht zu erreichen, vielmehr braucht man die Mitwirkung von Schulen, Wohnungsbau und Stadtplanung.

Grundhaltung: Die Professionellen müssen den durch feinteilige sozialstaatliche Regelungen erzwungenen Facettenblick der sozialen Dienste aufgeben und durch ein „Weitwinkelobjektiv“ ersetzen, um integrative und strukturelle Lösungswege zu erarbeiten (Früchtel u. a. 2007, S. 43).

▲ Statt Kooperation und Koordination aller sozialen Dienste findet man in der Wirklichkeit häufig vielfältige Konkurrenzen. Eine kontexterweiternde sozialräumliche Arbeitsweise erfordert aber die Fähigkeit zu vielgestaltiger Kooperation mit unterschiedlichsten Organisationen und Professionen. Vernetzung ist dabei kein Selbstzweck, sondern muss sich an ihren Ergebnissen hinsichtlich der Verbesserung der Lebensqualität im Stadtteil und der Partizipation der Bürger und Bürgerinnen messen lassen. Viele Menschen haben es heute verlernt, soziale Netze für sich zu schaffen. Das gilt im Hinblick auf den materiellen Aspekt (Armut) ebenso wie auf den sozialen (alleinerziehende Mutter) oder den sprachlichen Aspekt (Migration). Sozialraumorientierte Arbeit muss versuchen, diese Nachteile auszugleichen und die Menschen wieder kooperationsfähig zu machen. **Grundhaltung:** Viele Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen scheinen durch ein solches Szenario überfordert zu sein. Im Rahmen sozialraumorientierter Aktivitäten haben die Professionellen zwar jeweils eine Stimme, aber sie ist nicht bestimmd. Das Zurückstellen der eigenen Wichtigkeit kann zu einer radikalen Parteinaahme für die Betroffenen führen, was andererseits häufig in Überlastung mündet, weil deren Wünsche unrealistisch sein können. Professionelle im Bereich stadtteilbezogener Arbeit müssen also neben ihren methodischen Kompetenzen über ein hohes Maß an psychischer Stabilität verfügen, um den Anforderungen gewachsen zu sein, aber gleichzeitig um die persönlichen Grenzen wissen (Hinte 2001c, S. 136).

Fazit

Gemeinwesenarbeit, die die Interessen und Bedürfnisse der Betroffenen in den Vordergrund stellt, kann auch heute wichtige Moderationsaufgaben in Stadtteilen übernehmen. Dabei übt sie eine Scharnierfunktion zwischen Bürgerinnen und Bürgern und der Verwaltung aus, wie vielfältige Beispiele in verschiedenen Städten zeigen. Sie basiert dann auf einer offenen, dialogischen, sozialräumlichen Erkundung, die sich in Kooperation zwischen den Fachkräften der Sozialen Arbeit und verschiedenen anderen Professionen vollzieht.

Literatur

- Ferchhoff, W.:** Der ökologische Ansatz und das neue berufliche Selbstverständnis von sozialer Arbeit am Beispiel der netzwerkorientierten Gemeinwesenarbeit. In: Dewe, B. u.a. (Hrsg.): Netzwerkförderung und soziale Arbeit. Bielefeld 1991, S. 209-226
- Früchtel, F. u. a.:** Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Wiesbaden 2007
- Hansbauer, P.:** Methoden der Kinder- und Jugendhilfe. In: Schröer, W. u. a. (Hrsg.): Handbuch der Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim 2002, S. 833-846

- Hinte, W.:** Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und soziale Dienste – Lebensweltbezug statt Pädagogisierung. In: Hinte u. a. (Hrsg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Münster 2001a, S. 74-81
- Hinte, W.:** Stadtteilbezogene Arbeit im ASD – Chancen und Grenzen in struktureller und personeller Hinsicht. In: Hinte u. a. (Hrsg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Münster 2001b, S. 234-262
- Hinte, W.:** Professionelle Kompetenz – ein vernachlässigtes Kapitel in der Gemeinwesenarbeit. In: Hinte u. a. (Hrsg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Münster 2001c, S. 130-138
- Hinte, W.:** Von der Gemeinwesenarbeit über die Stadtteilarbeit zum Quartiersmanagement. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Opladen 2002, S. 535-548
- Hinte, W. u. a.:** Studienbuch Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Neuwied 1989
- Hinte, W. u. a.:** Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe – Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativen Pädagogik. Weinheim 2006
- Kersting, H. u. a.:** Soziale Gruppenarbeit – Historische Entwicklung, aktuelle Situation und Ausblick. In: Arbeitshefte Gruppenanalyse 1/1994, S. 52-79
- Kessl, F.:** Sozialer Raum als Fall? In: Galuske, M. u. a. (Hrsg.): Vom Fall zum Management – Neue Methoden der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2006, S. 37-55
- Kessl, F. u. a.:** Sozialraum – Eine Einführung. Wiesbaden 2007
- Meinold, M.:** Ein Rahmenmodell zum methodischen Handeln. In: Heiner, M. u. a. (Hrsg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg im Breisgau 1995, S. 186-217
- Mohrlock, M. u. a.:** Let's organize – Gemeinwesenarbeit und Community Organization im Vergleich. München 1993
- Müller, C.:** Gemeinwesenarbeit. In: Krenz, D. u. a. (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim 1988, S. 227-229
- Oelschlägel, D.:** Gemeinwesenarbeit. In: Otto, H. U. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. München 2005, S. 653-659
- Schmidt-Grunert, M.:** Soziale Arbeit mit Gruppen. Freiburg im Breisgau 1997
- Thiersch, H.:** Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Weinheim 1992
- Treeß, H.:** Prävention und Sozialraumorientierung. In: Schröer, W. u. a. (Hrsg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim 2002, S. 925-944

Kommunikation in der Sozialarbeit

Theorie und Praxisbeispiel Rütli-Schule

Jenö Bango

Zusammenfassung

Aufgrund des *Luhmannschen* Kommunikationsbegriffes, übertragen auf die Sozialarbeit, vermerkt der Autor, dass auch Dissens und nicht nur Konsens Basis der Kommunikation sein kann. Kommunikation entsteht immer im Kontext, nicht ohne Bewusstsein, und wird durch Handlung ein Ereignis. Im Falle der Rütli-Schule in Berlin-Neukölln wurde die Kommunikation als Hilferuf aufgrund von Gewalt und Aggression verstanden. Um eine Lösung voranzutreiben, sollte ein sozialarbeiterisches Interaktionssystem für einen Dialog der Beteiligten aufgebaut und eine sozialarbeiterische Intervention für die Änderung der kommunikativ strukturierten Beziehungen erarbeitet werden.

Abstract

Transferring the *Luhmannian* concept of communication to Social Work, the author contends that not only consensus, but also dissensus can be a basis for communication. Communication always occurs in context, it is always related to consciousness, through action it becomes an event. For example, it may also function as a cry for help in the face of violence and aggression as happened at a school in the Berlin district of Neukölln. A step to resolving the problem would be to develop a system of interaction for social workers so as to foster a dialogue among all those who are involved. Moreover social work intervention should focus on changing the ways people communicate and teach them how to solve problems without resorting to violence.

Schlüsselwörter

Kommunikation – Sozialarbeit – Handlungskompetenz – Krisenintervention

Einleitung

Das Bewusstsein ist die energetische Basis der Kommunikation, die bekanntlich aus Information, Mitteilung und Verstehen besteht. Im Verstehen passiert die Anschlussselektion, und Verstehen ist notwendig, weil die Dinge sich nicht selbst verstehen. Die Kommunikation hat natürlich den direkten Bezug zum Handeln; die Intentionalität wird zugerechnet, und die Akteure, die Personen, sind Zurechnungspunkte der Kommunikation. Die Handlungslogik ist also Systemlogik. Die Welt ist auf Selbstreferenz aufgebaut – und so auch die Gesellschaft – also auf

Sinn als nicht negierbaren, differenzlosen Begriff. Anders gesagt: Sinn referiert nur auf Sinn.

Der Handlungsbegriff bei *Luhmann* folgt nicht dem Weberschen „subjektiven Sinn“, sondern basiert auf der doppelten Kontingenz. Innerhalb der Kommunikation unterscheidet man zwischen Erleben und Handeln als Fremdzurechnung. Das Verhalten, im Unterschied zum Handeln, ist immer Mitteilungshandeln – und dies ist bei *Watzlawick* die Unmöglichkeit der Nichtkommunikation. Die *Luhmannschen* Grundthesen wurden bestätigt: a) Menschen sind notwendige Umwelt vom System Gesellschaft, b) wo kommuniziert wird, dort ist Gesellschaft!

Der Kommunikationsbegriff

Gesellschaft konstituiert sich durch Kommunikation. „Wo Kommunikation sich vollzieht, in Handel, Verkehr, Massenmedien, politischen Verhandlungen usw., dort besteht Gesellschaft. Und in diesem Sinne wachsen die Kommunikationsnetze immer stärker weltweit zusammen, wir alle gehen auf eine Weltgesellschaft zu. Jede Kommunikation hält die Gesellschaft zusammen, Gesellschaft ist kommunikationsunabhängig von deren inhaltlichen Qualitäten“ (*Kaufmann* 1997, S. 12). Je dichter das Netz der Kommunikation, desto größer der gesellschaftliche Zusammenschnitt.

Luhmann will der Kommunikation ein neues Verständnis geben. Er findet, dass der „alteuropäische“ Kommunikationsbegriff in der Moderne überholt ist. Das vereinfachte Schema Sender, Mitteilung und Empfänger spiegelt eine Mentalität von Geben und Nehmen wider, was in einer nur aus Kommunikation bestehenden Gesellschaft nicht akzeptabel ist. Er plädiert für die neue „Dreifaltigkeit“ von Information, Mitteilung und Verstehen. Was man unter Handlung versteht, das entsteht in einem Netz der Kommunikation. Die Selbstreferenz ist ein allgemeines systembildendes Prinzip. Daher beginnt nach *Luhmann* die soziologische Theorie der sozialen Systeme mit dem Kommunikationsbegriff. „Meine Vermutung ist, daß man dafür nicht beim Begriff der Handlung, sondern beim Begriff der Kommunikation ansetzen muß. Denn nicht die Handlung, sondern nur die Kommunikation ist eine unausweichliche soziale Operation und zugleich eine, die zwangsläufig in Gang gesetzt wird, wenn immer sich soziale Situationen bilden“ (*Luhmann* 2001, S. 44). Die drei unterschiedlichen Selektionen (Information, Mitteilung, Verstehen), und nur diese zusammen, bilden die Kommunikation. Das Kommunikationssystem ist vollständig geschlossen und tritt nur in einer bestimmten Umwelt (sprachliche, situative und so weiter) auf. Im

Gegensatz zu *Habermas* vermerkt *Luhmann*, dass die Theorie des kommunikativen Handelns keinen Konsens verlangt. Man kann auch so kommunizieren, dass man auf Dissens geht. Alles hängt vom Thema ab, wichtig ist, dass man in einem nicht aktuellen Thema der Kommunikation die Frage des Konsenses oder Dissenses ausklammert.

Luhmann untersucht die Werte in der Kommunikation. Empirisch feststellbar ist, dass in jeder Kommunikation Werte impliziert sind. Wir halten uns die Werte der Schönheit, Gutmütigkeit und so weiter als ein Schutzzschild vor und wir zwingen den Kommunikationspartner zur Stellungnahme. Argumentieren muss dann er. Die Debatte geht nicht lediglich um Werte, sondern um Interessen, Präferenzen, Vorschriften und Programme.

Die Kommunikation ist eine Operation der Sinnsysteme, weder Erleben noch Handeln, nicht ein Ereignis zwischen Menschen, bei dem das, was der Eine dem Anderen mitteilt, lediglich von dem Anderen verstanden wird. Was der Eine gibt, wird vom Anderen in Empfang genommen. Menschen können nämlich untereinander nicht „etwas“ kommunizieren, nur „über etwas“. Was wir fühlen, wissen, wahrnehmen, können wir den anderen Menschen nicht als ein Ding, ein Objekt übergeben. Wir können nur beobachten, beschreiben, erzählen, was wir fühlen, denken, wissen oder empfinden, und hoffen, dass der Andere dies versteht. Wir setzen unseren Bewusstseinsinhalt als Informationsangebot in dem Prozess der Kommunikation ein – meist durch das Medium der Sprache.

Die elementare Kommunikation ist die Grundlage der Gesellschaft und weiter nicht reduzierbar. *Luhmann* sieht es so, dass dadurch die Organisation der sozialen Welt mit einer Serie neuer Dimensionen entsteht, und eröffnet dadurch eine Reihe bisher noch nicht thematisierter Zusammenhänge. So eine neue Dimension ist zum Beispiel die Beobachtung, was nichts anderes ist als die Unterscheidung: A ist nicht gleich B. Soziale Systeme beobachten einander, das heißt sie unterscheiden und machen diese Unterscheidung zum Thema ihrer Kommunikation.

Insofern sie über die Kommunikation kommunizieren, ist die Unterscheidung die Differenz zwischen der mitgeteilten und verstandenen Information. Diese Differenz als Einheit ist die Basis der kommunikativen, sozialen Handlung. Wegen dieser Differenz behauptet *Luhmann*, dass Kommunikation eigentlich „unwahrscheinlich“ ist. Unwahrscheinlich ist nämlich, dass es keine Differenz zwischen Mitteilung

und Verstehen gibt. Können wir über unsere Gedanken mit hundertprozentiger Genauigkeit durch das Sprechen kommunizieren? Ist etwa der Gedanke nicht schneller als das Sprechen, dieses im stilistischen und grammatischen Gefängnis eingeschlossene Kommunikationsmedium? Die lebendige Sprache wird dank der Evolution durch das Schreiben ergänzt (seit der Erfindung des Buches immer mehr) – und später kommen in den modernen gesellschaftlichen Funktionssystemen noch die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien hinzu, im Wirtschaftssystem ist es das Geld, in der Politik die Macht, in der Religion der Glaube und so weiter. Paradoxerweise wird eine Kommunikationsoperation, die als unwahrscheinlich begonnen hat, immer wahrscheinlicher. Die Mittel und Techniken der modernen Massenkommunikation können heute schon solche Komplexitäten reduzieren, die auf die Konstruktion der virtuellen Welt abzielen. Die modernen Medien beobachten für uns die Welt, konstruieren diese und kommunizieren darüber.

Der *Luhmannsche Satz* „Nur die Kommunikation kommuniziert“ widerspricht der Evidenz, verursacht Kränkung und stellt die Frage „Ist dies ernst gemeint oder ironisch?“ Aber mittlerweile ist deutlich geworden, dass der Satz nicht neu ist; schon bei *Foucault* lernen wir die Zweifel am autonomen Subjekt. Die Voraussetzung des Sozialen ist nicht das Subjekt. Die Kommunikation beobachtet sich reflexiv. Es gibt die Differenz von Bewusstsein und Kommunikation, und hier steht die Phänomenologie von *Husserl* Pate – weil wir keinen unmittelbaren Zugang zur Welt haben. Es ist fraglich, ob die systemtheoretische Neuformulierung des Gesellschaftsbegriffs in der Lage ist, eine Gesellschaftstheorie zu etablieren. Dies ist eine deutliche Kritik an *Luhmanns* Spätwerk „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, in dem er die endgültige Formulierung seiner Gesellschaftstheorie dargelegt. (*Firsching* 1998). Für ihn sind Gesellschaftsgrenzen und Kommunikationsgrenzen identisch (dies gilt aber nur für die Weltgesellschaft, hier gibt es keine soziale Umwelt mehr), die globale Gesellschaft kommuniziere autopietisch nur in sich. *Firsching* vertritt die Auffassung, dass man statt von Gesellschaft nur von sozialen Systemen und ihren strukturellen Koppelungen sprechen kann. Für die Globalgesellschaft gibt es keine „rational choice“ – eine Auswahl der sich bietenden Handlungsalternativen. Für die Weltgesellschaft wäre nur die Weltgesellschaft die Alternative.

Wie entsteht Kommunikation?

Kommunikation ist koordinierte Selektivität und ein themengeleiteter Prozess. Wir können die Kommunikation nicht unmittelbar beobachten und nur durch

Handlung wird sie ein Ereignis. Durch die Kommunikation entwickelt sich aus dem sozialen System ein Handlungssystem, das wir nicht den Einzelnen, sondern der Situation zuschreiben. Menschen können nicht kommunizieren, „nur die Kommunikation kommuniziert“ (Luhmann 1995, S. 37) und nur in der Kommunikation entwickelt sich Handlung. Nichtsdestotrotz gibt es keine Kommunikation ohne Bewusstsein. Bewusstsein gehört zum psychischen System des Menschen und irritiert die Kommunikation. Die Kommunikation „erobert“ quasi das Bewusstsein. Luhmann ist nicht mit Habermas einverstanden, der behauptet, dass die kommunikative Handlung immer auf Konsens beruhen muss. Nach Luhmann gibt es keinen triftigen Grund dafür, warum nicht die Diskussion, die Kontroverse auch Thema der Kommunikation sein kann. Das Einzige, was Konsens verlangt, ist die Tatsache, dass die Teilnehmenden einer Kommunikation damit einverstanden sind, eine Kommunikation zu beginnen. Das Resultat ist unkalkulierbar – nur die Kommunikation kann die Kommunikation kontrollieren und zum Erfolg führen.

Nach Bateson geschieht die Kommunikation immer in einem Kontext. Der sozialarbeiterische Kontext ist nicht eindimensional, sondern hier kann man mit Recht von Polykontextualität sprechen – sie ist die Bedingung für die Möglichkeit jeder Beschreibung. Die Politik, die Wirtschaft, die Religion formieren jeweils einen spezifischen Kontext für die sozialarbeiterische Kommunikation. Man kann nicht nicht kommunizieren (Watzlawick), das heißt Kommunikation ist reflexives Wahrnehmen durch Wahrnehmen des Wahrgenommenwerdens beziehungsweise Beobachten des Beobachtetwerdens.

Der Kommunikationsbegriff bei Luhmann ist von dem Bewusstseinsbegriff entkoppelt. Der Kommunikationsbegriff wird im Begriff der Sozialität aufgehen und deswegen behauptet er, dass die Gesellschaft (als sozusagen Höhepunkt der Sozialität) aus Kommunikation und nur aus Kommunikation besteht. Die Kommunikation ist nicht eine Übergabe oder Übernahme, da die Teilnehmenden nichts bekommen und nichts verlieren, sondern die Einheit der Information, der Mitteilung und des Verstehens. Die Spezifität des Systems ist Kommunikation und die Weise, wie durch die Kommunikation die Welt eines Systems konstruiert wird. Das System der Sozialen Arbeit schafft sich Helfende und das Klientel (Fuchs; Halfar 2000, S. 57).

Kommunikation als Hilferuf in der Rütli-Schule

In der Sozialarbeit sind die Themen der Kommunika-

tion gegeben, also generell Hilfe zur Selbsthilfe und der Blick auf soziale Probleme. Aber daneben gibt es zahlreiche „Nebenthemen“, die teilweise durch die Praxis oder die Gesetzgebung festgeschrieben sind. Kommunikationsthemen werden auch durch die Klienten und Klientinnen geliefert, die sich mit völlig neuen sozialen Problemen melden beziehungsweise alte Probleme im neuen Gewand präsentieren.

Ein Paradebeispiel für das oben Gesagte ist der Fall der Berliner Rütli-Schule, in der anhaltende Gewalt und Aggression der Migrationsjugend, die sogenannte „dritte (oder sogar die vierte) Generation“ der Ausländerjugendlichen – die mittlerweile deutsche Staatsbürger sind – bundesweit Empörung und Proteste auslöste. Das Versagen der klassischen Schulpädagogik, die angebliche Unvereinbarkeit der Wissensvermittlung mit Sozialisationsaufgaben löste eine Debatte aus, die jetzt auf unterschiedlichen Ebenen geführt wird. Die ohnmächtigen Lehrkräfte baten um Hilfe, was zu prompten Maßnahmen (Polizeipräsenz und Direktorenwechsel) führte und zu einer vorläufigen Beruhigung der Lage beitrug. Diese Kommunikation soll jetzt auf der Ebene der Sozialarbeit weitergeführt werden. Der Erfolg hängt nun einerseits von einer neuen Ausländerpolitik und von der Dialogbereitschaft der an diesem Konflikt Beteiligten ab, andererseits von einer noch umfangreichen Kommunikation über Themen wie Inklusion statt Integration, Deutschland als Einwanderungsland, Kulturkonflikte und so weiter.

Angesichts der Vielseitigkeit der Problemlage am Beispiel Berlin scheint eine Bemerkung von Kleve ziemlich optimistisch zu sein. Da die Sozialarbeit die unmittelbaren kommunikativen Kontakte mit den Klienten und Klientinnen pflegt, wäre es naheliegend, mit ihrem Expertenwissen zu rechnen. „In diesem Sinne sind die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter Kommunikationsexperten, die das kommunikative, das dialogische Erschließen von Zielen und Lösungen, die in der Lebenswelt der Klienten sinnvoll und sinnhaft sind, anregen, ja ermöglichen“ (Kleve u. a. 2003, S. 11). Oberstes Ziel sollte die Erstellung eines Interaktionssystems für einen Dialog zwischen der Klientel und der Sozialarbeit, aber auch zwischen den verschiedenen Gruppen (ethnische, sprachliche, religiöse) der Migrantenjugendlichen, und eine Verbesserung der Eltern-Kind Beziehungen innerhalb der Familie sein. Um diese Ziele der interaktiven Kommunikation zu erreichen, bedarf es der Intervention mehrerer Instanzen: staatliche, inklusionsfördernde Sozialpolitik, private Initiativen der Vereine, Medienarbeit, Selbstinitiative der betroffenen Lehrkräfte, Eltern, Schülerinnen und Schüler.

Bezüglich des Begriffs Interventionssystem vertreten wir nicht die Auffassung von *Willke*, da er unter diesem mehr das Management und die Steuerung versteht. Für uns ist ein Interventionssystem eigentlich ein Hilfesystem, weil Intervention Bedürfnisse anderer befriedigt und ein Geben ohne direktes Nehmen bedeutet. Eine Intervention im Sinne von „Eingreifen“ in eine Familie oder persönliches Leben widerspricht unserem Verständnis vom freien Bürger. Statt ihn passiv als Objekt einer Behandlung anzusehen, sollten wir ihn in seiner aktiven Selbstsorge wahrnehmen. Die Soziale Arbeit ist interventionszentriert. „Dazwischenwirken“ ist eine Sozialtechnik. Grundsätzlich ist die Frage zu klären, ob es ein „Dazwischen“ von Systemen gibt. Die Grenzen des Interaktionssystems sind die Grenzen der Kommunikation. „Intervention ist in (verschachtelten, verschränkten, vervielfachten) Beobachtungs- und Zuschreibungsverhältnissen verankert: ist ein soziales Konstrukt, ein Beobachtungsartefakt, eine Frage der Zuschreibung“ (Eugster 2000, S.145).

Die Frage des Interventionsparadoxes wird ganz scharf gestellt, wenn es um autopoietische Systeme geht. Die autopoietischen Systeme können sich per definitionem nur selbst ändern – sie von außen her zu verändern, ist paradox. Die Kontextsteuerung von *Willke* will nicht die Personen ändern – da nicht Personen kommunizieren – die Beziehungen sollen sich ändern und nicht die Personen (Willke 1996, S. 59 f.), also die kommunikativ strukturierten Beziehungen, in denen die Personen stehen. „Um in der Sozialen Arbeit die helfende Beziehung angemessen zu gestalten, erfordert das Sozialarbeiter/in-Klient/in-Interaktionssystem kommunikationstheoretische Kenntnisse der Sozialarbeiter/innen, denn soziale Beziehungen sind äußerst komplexe kommunikative Phänomene“ (Kleve u. a. 2003, S. 33)

Verbale und nonverbale Kommunikation

Um bei dem Beispiel der Rütli-Schule zu bleiben: Die Ereignisse dort und auch in anderen Schulen, an denen der Migrantenschüleranteil mehrheitlich ist, zeigen deutlich, dass ein Mangel an Kommunikation schwerwiegende Konsequenzen verursachen kann. Es ist zwar noch zu früh, eine theoretische Analyse aus sozialarbeiterischer Sicht anzufertigen, und die ersten Analysen werden höchstwahrscheinlich später durch die Fachleute der Jugendsoziologie und der Sozialpädagogik erfolgen – trotzdem versuchen wir, einige Reflexionen zusammenzufassen. Das Fehlen der verbalen Kommunikation – Reden statt Schlagen – zwischen Schülern und Lehrern kann mehrere Auslöser haben:

▲ Mangelnde Deutschkenntnisse der Migrantjugendlichen. Ihre Sprache ist ein Konglomerat von Muttersprache und von Berliner Sozialekt. In der Jugendsoziologie können wir von „zweisprachigen Analphabeten“ lesen.

▲ Das Gefühl der Machtlosigkeit. Sie sind perspektivlos, was ihre berufliche Zukunft anbelangt. Es stellt sich die Frage, wer hier eigentlich machtlos ist, die Wirtschaft, die Politik oder die Migrantenkinder?

▲ Die Jugendsprache eignet sich nicht für eine echte Kommunikation. Der „restringierte Sprachcode“, der ungenügende Wortschatz und die Gewohnheit, Konflikte mit Gewalt zu lösen, ersetzen die verbale Kommunikation.

▲ Das aggressive Verhalten ist eine Art nonverbale Kommunikation. Hier ist die Information die physische Überlegenheit, die Mitteilung ist das Einsetzen der Gewaltmittel, der Kampf und das Besiegen sind das Verstehen. Der physische Kampf ist ein symbiotischer Mechanismus innerhalb einer zivilisierten Gesellschaft zum Beispiel im Bereich des Sports, nach Regeln und Fairness reguliert.

Die Ursachen scheint jeder zu kennen: Arbeitslosigkeit der Eltern übertragen auf die Kinder, Ghettosierung, Ausgrenzung und besonders im Falle der Muslime eine Art „Kampf der Kulturen“ nach Lesart von Huntington. Er schreibt von Bruchlinienkonflikten, diese „sind Konflikte zwischen Gemeinschaften, denen Staaten oder Gruppen aus unterschiedlichen Kulturen angehören“ (Huntington 2002, S. 411). Eine Kommunikation zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kulturen kann nur in einem toleranten, demokratischen Staat gelingen. Diese Anfangsbedingungen sind zwar in Deutschland gegeben, aber die Mentalitätsunterschiede sind da, manchmal unüberwindbar bei älteren Generationen. Die junge Generation sollte die Chancen der Demokratie und Toleranz ergreifen – aber dafür müssen Voraussetzungen geschaffen werden. Die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die sich mit Migrationsjugendlichen beschäftigen, wissen genau, welche Strategie angewendet werden könnte, um die Gewaltkommunikation in einen Dialog umzuwandeln.

Watzlawicks (1996) kommunikationstheoretische Axiome, wovon der bekannteste ist „Man kann nicht nicht kommunizieren“, ist jedem Sozialarbeiter und jeder Sozialarbeiterin hinlänglich bekannt. Das zweite Axiom gerät aber oft in Vergessenheit: Jede Mitteilung hat einen Beziehungsaspekt und einen Inhaltsaspekt. Man ist fixiert auf Inhalte (the medium is the message) und vergisst die zwischenmenschliche, Face-to-face-Beziehung, die manchmal der Interaktion mehr gibt als das inhaltliche Verstehen.

Ein weiteres Axiom ist auf die heutige Jugend zugeschnitten: Jede Kommunikation bediene sich digitaler und analoger Modalitäten. Dies bedeutet auch, dass der Stellenwert der nonverbalen Kommunikation (durch elektronische Medien, Körpersprache) in der modernen Gesellschaft sehr hoch ist. Die Digitalisierung und Ikonisierung sind Wahrzeichen der „videologischen Gesellschaft“.

Auch Migrantenjugendliche versuchen mit allen Mitteln, bei dieser Entwicklung mitzuhalten – oft mit sehr negativen Folgen (Gewaltvideos, Porno aufs Handy und so weiter). *Watzlawick* fügt noch ein Axiom hinzu: Zwischenmenschliche Kommunikationsabläufe sind entweder symmetrisch oder komplementär, je nachdem ob die Beziehung zwischen den Partnern auf Gleichheit oder Unterschiedlichkeit beruht. Das auf Unterschiedlichkeit beruhende Beziehungsmuster ist nicht in jedem Fall beziehungshemmend, was gelungene Mischehen, deutsch-türkische Jugendfreundschaften und so weiter beweisen.

Kommunikation und Medien in der Sozialarbeit

Die Weltgesellschaft wird heute von den Massenmedien „erkannt“: Mit anderen Worten, die Massenmedien haben die Selbstbeobachtung der modernen Gesellschaft möglich gemacht. Die Massenmedien dekonstruieren durch Detailbeobachtungen erster Ordnung, die sie als Information verbreiten. Die Aufgabe wäre, die Dekonstruktion durch eine Beobachtung zweiter Ordnung zu ersetzen. „Die Welt des Bezeichneten wird in eine Welt der Zeichen dekonstruiert“ (*Luhmann in Berg; Prangl 1995, S. 48*).

Die Sozialarbeitswissenschaft sollte erkennen, dass die Weltgesellschaft zurzeit noch eine Informationsgesellschaft ist – aber in der Zukunft eine Kommunikationsgesellschaft werden wird. Wenn sozialarbeiterische Strategien schon heute auf einer Kommunikationsgesellschaft aufgebaut sind, ist es kein Wunder, dass sie nur noch begrenzt wirksam sein können. Man kann zwar kleine „gewaltfreie Inseln“ kreieren, in denen die verbale und nonverbale Kommunikation (dank des Informationsbonus) funktioniert – aber dies bleibt die Ausnahme. Noch einmal zur Rütli-Schule: Der Vorschlag einiger Politiker, auf dem Schulhof und in der Pause sollte nur Deutsch gesprochen werden, ist nicht zu verwirklichen. Einige Schüler und Schülerinnen werden diese Regel vielleicht konformistisch beachten, aber in der Minderheit und Objekt des Spotts der anderen bleiben. Viele Schüler und Schülerinnen und auch die Eltern werden darin die Beschränkung ihres elementaren Menschenrechts sehen. Die Sprachverbote in der

Geschichte waren immer Charakteristika des totalitären, intoleranten Staates. Bekanntlich sind Jugendliche geneigt, gegen Verbote zu agieren, und werden deshalb ein Verbot als Provokation empfinden. Die wechselnde Zweisprachigkeit in einigen europäischen Staaten (Schweiz, Belgien, Luxemburg) funktioniert auch nicht reibungslos.

Die heutige globale Informationsgesellschaft basiert auf der Macht der Medien. Medien verarbeiten Informationen für die Konsumierenden, kauen diese quasi vor und sind ohne Zweifel ein Machtfaktor. Es lohnt sich für die Sozialarbeit, die positiven und negativen Effekte der Informationsgesellschaft, die auch immer öfter als Wissensgesellschaft etikettiert wird, obwohl Wissen nicht Information ist, zu analysieren, da die Rolle der Kommunikationsmedien dabei verdeutlicht werden kann. Zu den positiven Effekten der Informationsgesellschaft gehören:

- ▲ das Wachsen der generellen Kultur und Orientierung,
- ▲ ein leichterer Zugang zu kulturellen Informationen, Beziehungen zu unterschiedlichen Gemeinschaften und deren Netzwerkbildung,
- ▲ die Zunahme der sozialen Verantwortung,
- ▲ ein Zuwachs der intergemeinschaftlichen Aktivität,
- ▲ die Verminderung der Distanz zwischen Staaten und Regionen,
- ▲ eine Vereinfachung der administrativen Vorgänge,
- ▲ eine geringere politische Kontrolle der Information und
- ▲ die Öffnung der Macht.

Als negative Effekte für die Gesellschaft sind zu nennen:

- ▲ der unterschiedliche Grad der Informiertheit (der Arme ist schlechter, der Reiche ist besser informiert),
- ▲ die Entfremdung,
- ▲ die Manipulation der öffentlichen Meinung,
- ▲ die Zunahme der elektronischen Kriminalität,
- ▲ eine Schwemme der schädlichen oder nicht nützlichen Information und zuletzt
- ▲ die Veränderung der Struktur und der Rolle der Familie.

Unbekannt ist bisher noch welche Auswirkungen die Informationsgesellschaft auf den Arbeitsmarkt hat, ob sie die kulturellen Werte eher positiv oder eher negativ beeinflusst und wie sich die gesellschaftlichen Bedürfnisse mit ihr entwickeln (*Glatz 2000, S. 95-113*). Die Sozialarbeitswissenschaft sollte nacheinander die positiven, negativen und noch unbekannten Auswirkungen der Informationsgesellschaft auf das Leben der Klienten und Klientinnen sorgfältig prüfen.

Sozialisation und Genetik

Die Frage der Sozialisation und Genetik wird in Zusammenhängen der Sozialarbeit als Kommunikationswissenschaft erörtert, da Sozialisation eine eminente Kommunikationsfrage ist. Die alte Kontroverse, ob die genetische Disposition oder die Sozialisation (Erziehung) das Verhalten stärker bestimmt, wird im Lichte der Genforschung neu aufgerollt. Die elterliche Sozialisation und die genetischen Einflüsse werden in den Untersuchungen und Sozialisationsstudien nicht sauber voneinander getrennt. „Rowe bringt eine Analogie aus der Medizinforschung, mit der er diese Art von Sozialisationsforschung der Lächerlichkeit preisgibt: Angenommen, man wolle die Wirkung zweier Medikamente A und B mit unterschiedlichen Wirkstoffen untersuchen. Die Kranken werden in zwei Gruppen eingeteilt. Gruppe X bekommt sowohl Medikament A wie auch Medikament B, die Gruppe Y zwei Placebos. Man stelle sich weiter vor, allein die Patienten der Gruppe X werden geheilt. Wäre das ein Grund, Medikament A auf den Markt zu bringen? Sicher nicht, denn das Experiment kann nicht entscheiden, ob die Heilung auf den Wirkstoff A oder B zurückzuführen ist. Doch genau auf diese unbedachte Art und Weise – so Rowe – wird in Sozialisationsstudien ständig geurteilt. Denn dort würde der Einfluß der familialen Umwelt (A) und der elterlichen Gene (B) nicht auseinandergehalten, dennoch aber gefolgert, alle Eigenarten in der Persönlichkeit der Kinder könnten nur an der familialen Umwelt liegen (Renninger; Wahl 2000, S. 5 zitieren Rowe 1997, S. 37 f.).

So kann die weitaus höhere Rate an Gewalt, die von Männern ausgeht, über hormonelle Zusammenhänge erklärt werden. Männer unterscheiden sich von Frauen durch ein einzelnes Y-Chromosom, das für die Produktion von Testosteron verantwortlich ist. „Wenn der Testosteronspiegel höher ist, dann findet sich bei Männern signifikant häufiger ein erhöhtes aggressives Verhalten“ (Rowe 1997, S. 134).

Gene und Umwelt sind wie siamesische Zwillinge, verschieden aber untrennbar. Ob die Eltern die Persönlichkeit der Kinder prägen, ist in empirischen Studien nicht gut belegt. Kinder lernen weniger von ihren Eltern als von anderen Kindern. Aber von wem lernen andere Kinder? Zirkularität oder doch Kausalität? Peer-Groups und nicht die Eltern oder Erzieherinnen besitzen den größten sozialisatorischen Einfluss. Das letzte Jahrzehnt ist die Dekade des Gehirns – es ist Vermittlungsinstanz zwischen Genen und Erfahrungswelt. Es gibt nach Willson eine genetisch-kulturelle Koevolution. Willsons Botschaft: nicht Nature statt Nurture, sondern Natur und Nurture.

Natur ist älter, tiefer, umfassender (Willson 2000). Professionen, die ihre Tätigkeit auf Kommunikation, auf „zwischenmenschliche Beziehungen“ aufbauen, ringen mit dem Problem des Technologiedefizits, das nicht durch noch bessere Technik und Rationalität, sondern nur durch Menschlichkeit ausgeglichen werden kann. „Das heißt, Disziplinen beziehen sich auf systeminterne Kommunikation, während Professionen auf Kommunikation im System-Umwelt-Verhältnis referieren. Verkürzt lässt sich sagen: Bezugspunkt von Disziplinen ist Wahrheit/Richtigkeit, Bezugspunkt von Professionen ist Wirksamkeit“ (Merten 2000, S. 54). Dieser Standpunkt entspricht voll dem operativen Konstruktivismus und auch dem oben geschilderten Kommunikationsverständnis in der Sozialarbeit.

Literatur

- Berg, Henk de; Prangel, Mathias (Hrsg.): Differenzen. Tübingen 1995
- Eugster, Reto: Die Genese des Klienten. Soziale Arbeit als System. Bern 2000
- Firsching, Horst: Ist der Begriff „Gesellschaft“ theoretisch haltbar? In: Soziale Systeme 1/1998
- Fuchs, Peter; Halfar, Bernd: Soziale Arbeit als System. Zur verzögerten Ankunft des Systembegriffes in der Sozialen Arbeit. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 3-4/2000, S. 56-58
- Huntington, Samuel: Kampf der Kulturen. München 2002
- Kaufmann, Franz Xaver: Was hält die Gesellschaft heute zusammen? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. November 1997, S. 11
- Kleve, Heiko u. a.: Systemisches Case Management. Aachen 2003
- Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1995
- Luhmann, Niklas: Short Cuts. Berlin 2001
- Merten, Roland (Hrsg.): Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen 2000
- Renninger, Suzanne-Viola; Wahl, Klaus: Gene und Sozialisation: Eine neue Runde in einem alten Streit. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau 1/2000, S. 5-17
- Rowe, David: Genetik und Sozialisation. Die Grenzen der Erziehung. Weinheim 1997
- Watzlawick, Paul u. a.: Menschliche Kommunikation. Bern 1996
- Willke, Helmut: Systemtheorie II. Interventionstheorie. Stuttgart 1996
- Willson, Edward: Die Zukunft des Lebens. Berlin 2000

► Allgemeines

Frauen in die Kommunalpolitik. Mehr Frauen in die kommunalen Parlamente, das ist Ziel einer Kampagne, die das Frauenministerium von Rheinland-Pfalz gemeinsam mit zahlreichen Partnerinnen und Partnern im Hinblick auf die Kommunalwahl 2009 ins Leben gerufen hat. Unter dem Motto „Frauen machen Kommunen stark“ will die Kampagne Frauen motivieren, für die Räte und Kreistage zu kandidieren, und die Parteien dazu anregen, mehr Frauen auf ihren Listen aufzustellen. Wählerinnen und Wähler sollen von der politischen Kompetenz von Frauen überzeugt werden. „Anlass ist der viel zu geringe Anteil von Frauen in den kommunalen Parlamenten und Räten“, sagte die Ministerin Malu Dreyer. Nach der letzten Kommunalwahl beträgt der Anteil von Frauen in den Parlamenten der kreisfreien Städte 31 %, in den Kreistagen 24 %, in den Verbandsgemeinderäten 17 % und in den Gemeinde- und Stadträten (ohne kreisfreie Städte) 14 %. In ganz Rheinland-Pfalz gibt es nur drei Landrätinnen, zwei Oberbürgermeisterinnen und sechs Verbandsbürgermeisterinnen. Die Homepage www.mehr-frauen-in-die-politik.rlp.de ist die zentrale Anlaufstelle für alle, die sich über die Kampagne informieren wollen, an Seminaren, Workshops oder Veranstaltungen teilnehmen möchten oder Hintergrundwissen zum Ablauf der Kommunalwahlen benötigen. *Quelle: Pressemitteilung des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen Rheinland-Pfalz vom 2. April 2008*

Kritik an Altersgrenzen. Auch im bürgerschaftlichen Engagement gibt es formelle und informelle Altersgrenzen. So verteidigte die Bundesregierung die bestehende Altersgrenze von 70 Jahren für Schöfinnen und Schöffen als „sachlich begründet und gerechtfertigt“. Allerdings ist das Wissen über solche Altersgrenzen in Vereinen, Verbänden und Institutionen sehr lückenhaft. Die Bundestagsfraktion der Grünen hat eine kleine Anfrage an die Bundesregierung gestellt, um auf die diskriminierenden Altersgrenzen in vielen Bereichen des bürgerschaftlichen Engagements aufmerksam zu machen. Die Grünen sehen immer noch viele Hürden für ältere Menschen im Ehrenamt und wollen gegen die alltägliche Altersdiskriminierung vorgehen. Denn ältere Menschen sind heute besser ausgebildet, aktiver und gesünder als in früheren Generationen. *Quelle: Newsletter Nr. 6 des Bundesnetzwerks Bürgerschaftliches Engagement vom 20. März 2008*

Bekämpfung von Mehrfachdiskriminierung. Praktiken, Politikstrategien und Rechtsvorschriften. Hrsg. Europäische Kommission. Selbstverlag. Luxemburg 2007, 70 S., kostenlos *DZI-D-8223*

Das Konzept gegen Mehrfachdiskriminierung wurde Ende der 1980er-Jahre in den USA entwickelt und trägt der Tatsache Rechnung, dass einzelne Menschen verschiedenen benachteiligten Gruppen gleichzeitig angehören können. So betrachtet diese Studie das Zusammenwirken von Dis-

kriminierungsgründen wie ethnischen Ursprung, Religion/Weltanschauung, Behinderung, Alter, Geschlecht und sexueller Ausrichtung. Die Untersuchung beruht auf empirischen Methoden wie der Analyse themenbezogener wissenschaftlicher Arbeiten, elektronischen Fragebögen, Rundtischgesprächen mit Verantwortlichen sowie Interviews mit Betroffenen. Auch die rechtliche Situation in der Europäischen Union und in angelsächsischen Staaten wird mit betrachtet. Anhand der Ergebnisse erfolgen Empfehlungen und Vorschläge zur Eindämmung von Mehrfachdiskriminierung durch Maßnahmen in Nichtregierungsorganisationen und Bereichen wie Forschung, Rechtsprechung und Bildung. Bestelladresse: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften, Fax: (003 52) 29 29-427 58, Internet: <http://bookshop.europa.eu>.

Bayern: Immer mehr Auszubildende werden übernommen. Die Arbeitsministerin Stewens stellte in München die ersten Ergebnisse des bayerischen Betriebspansels 2007 vor. Demnach wurden im Jahr 2007 64 % der Jugendlichen in ihrem Ausbildungsbetrieb weiter beschäftigt. Dies zeigt nach 57 % im Jahr 2005 und 59 % im Jahr 2006 eine positive Entwicklung auf. Gleichwohl gelte es, weitere Reserven zu erschließen. „Noch immer bilden 33 % der bayerischen Betriebe nicht aus, obwohl sie dies könnten“, erklärte die Ministerin. Das IAB-Betriebspanel ist eine repräsentative Befragung von 1175 Betrieben in Bayern, die sich mit Beschäftigungstrends und arbeitspolitischen Fragen auseinandersetzt. *Quelle: Pressemitteilung des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Frauen und Familie 142.08*

Medienrezeption in der Einwanderungsgesellschaft. Eine vergleichende Studie zur Wirkung von TV-Nachrichten. Von Georg Ruhrmann und anderen. Hrsg. Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen Rheinland-Pfalz. Selbstverlag. Mainz 2007, 128 S., kostenlos *DZI-D-8266*

Dieser Bericht vermittelt die Ergebnisse einer Studie, welche erstmals in Deutschland die Rezeption und Wirkung von TV-Nachrichten über migrationsspezifische Themen in den Blick nimmt. Erstellt wurde sie in den Jahren 2005 bis 2007 am Lehrstuhl „Grundlagen der medialen Kommunikation und der Medienwirkung“ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Anhand einer Befragung und einer Reihe von Experimenten wurden die unterschiedlichen Mediennutzungsgewohnheiten von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund verglichen, um dann Zusammenhänge zwischen Art oder Inhalt der Medienberichterstattung und individuellen Einstellungen zu untersuchen. Der Forschungsbericht stellt detaillierte und wissenschaftlich fundierte Ergebnisse bereit, die zum Beispiel im Bereich der Migrationspolitik als Orientierungshilfe genutzt werden können. Bestelladresse: Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen Rheinland-Pfalz, Referat für Rechten und Öffentlichkeitsarbeit, Bauhofstraße 9, 55116 Mainz, Tel.: 061 31/16 20 16, Internet: www.masgff.rlp.de

► Soziales

Sozialkaufhäuser. Zusatzjobs in Sozialkaufhäusern will die Bundesagentur für Arbeit in einigen Regionen Nordrhein-Westfalens nur noch dann bewilligen, wenn dort ausschließlich Empfängerinnen und Empfänger von Arbeits-

losengeld II einkaufen. Für die Caritas aber sind diese Jobs eine wichtige Möglichkeit, um Langzeitarbeitslosen eine neue Chance zu bieten. Außerdem seien angesichts wachsender Armut immer mehr Menschen darauf angewiesen, sich mit Kleidung, Möbeln und Hausrat in Sozialkaufhäusern versorgen zu können. Der Deutsche Caritasverband und die Arbeitsgemeinschaft Integration durch Arbeit versuchen, mit dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales kurzfristig eine Klärung herbeizuführen. Als Hintergrund der Verschärfung werden die Beschwerden gewerblicher Second-Hand-Läden vermutet, die sich so vor Konkurrenz schützen wollen. Für die Caritas wäre eine Einschränkung des Kundenkreises eine weitere Diskriminierung einer ohnehin benachteiligten Personengruppe. Zudem sei die Öffnung für alle Kunden und Kundinnen aus zwei weiteren Gründen wünschenswert: Qualifikationen könnten die Langzeitarbeitslosen tatsächlich nur erwerben, wenn die Sozialkaufhäuser nahe am Markt arbeiten und damit reale Bedingungen bieten. Unverzichtbar seien auch die durch den weiten Kundenkreis erzielten Einnahmen. Ohne sie wären die Sozialkaufhäuser nicht zu finanzieren. *Quelle: Pressemitteilung des Caritasverbandes für die Diözese Münster 30/3008 vom 26. März 2008*

Geringe Durchschnittsrente für Frauen. Laut einer Studie zur Altersvorsorge in Deutschland steigt der Anteil der Rentenbeziehenden, die mindestens ein Jahr arbeitslos waren, bei den Frauen von 39 % auf 59 %. Schon heute sind 30 % der alleinstehenden Rentnerinnen von Armut bedroht. Die Durchschnittsrente für Frauen liegt mit nur 690 Euro inklusive Witwenrente deutlich unter derjenigen der Männer von 967 Euro monatlich. *Quelle: VdK Zeitung 4.2008*

„Ohne Moos nix los?! Wie viel Bezahlung verträgt das bürgerschaftliche Engagement? Dokumentation. Hrsg. Hessisches Sozialministerium. Selbstverlag. Wiesbaden 2007, 156 S., kostenlos *DZI-D-8225*

Dieser Band enthält die Referate einer Fachtagung, die im Februar 2007 in Frankfurt am Main stattfand. Ziel der Tagung war es, Grenzbereiche zwischen Entlohnung und bürgerschaftlichem Engagement aufzuzeigen, problematische Tendenzen zu thematisieren und Lösungsvorschläge zu entwerfen. Zunächst äußern sich Vertretende von Freiwilligenagenturen zur Frage der Entlohnung ursprünglich ehrenamtlicher Tätigkeiten. Im Weiteren geht es um die möglichen Auswirkungen finanzieller Anreize auf die Motivationen Jugendlicher und auf die Engagementkultur. Denn es entsteht so die Gefahr der Ungleichbehandlung, da nicht alle Ehrenamtlichen eine Aufwandspauschale erhalten. Die Dokumentation wird ergänzt durch Beiträge aus der abschließenden Podiumsdiskussion und durch Überlegungen zur Arbeitsmarktpolitik vor dem Hintergrund dieser neuen, bezahlten Variante des gesellschaftlichen Engagements. Bestellschrift: Hessisches Sozialministerium, Dostojewskistraße 4, 65187 Wiesbaden, E-Mail: c-perabo@hsw.hessen.de

Sozialpass in Berlin ab Herbst 2008. Sozialhilfeempfängerinnen und -empfänger in Berlin werden künftig Ermäßigungen und Vergünstigungen für Freizeit- und Kulturangebote erhalten. Der Senat hat beschlossen, im Herbst 2008 einen Sozialpass für sozial benachteiligte Menschen einzuführen. Er soll an Empfänger und Empfängerinnen

von Sozialhilfe, Grundsicherungsrente, Arbeitslosengeld II und von Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz sowie zu deren Haushalt gehörende Personen ausgegeben werden. Insgesamt leben in Berlin 720 000 Menschen von Sozialleistungen. *Quelle: SoVD, Sozialverband Deutschland 4.2008*

Sozialhilfeabhängigkeit von Pflegebedürftigen. Anlässlich der Verabschiedung des Pflege-Weiterentwicklungsgezes durch den Deutschen Bundestag warnt der Verein Gesundheit Berlin e.V. vor einer deutlichen Zunahme der auf ergänzende Sozialhilfe angewiesenen Pflegebedürftigen in der Zukunft. Der „Arbeitskreis Gesundheitspolitik“ des Vereins stützt sich dabei auf eine Analyse der „Hilfe zur Pflege“ in den Sozialhilfeausgaben Berlins und eine Prognose der weiteren Entwicklung von Pflegebedürftigkeit. Der Arbeitskreissprecher und Sozialdezernent Martin Matz dazu: „Die Pflegereform führt zwar zu einer Steigerung der Leistungssätze in den Pflegestufen, hält aber am ‚Teilkaskoprinzip‘ fest. Mit den vorgesehenen Sätzen wird vorausgesetzt, dass aus Einkommen oder Vermögen der Pflegebedürftigen zugezahlt werden kann. Die zusätzlichen Aufwendungen betragen häufig das Ein- bis Zweifache der von der Pflegeversicherung übernommenen Kosten von heute 384 bis 1432 Euro pro Monat. Nur mit einer guten Rente oder Sparvermögen lassen sich diese Kosten tragen, sonst muss die ‚Hilfe zur Pflege‘ des Sozialamtes einspringen.“ Im Jahr 2006 erhielten gut 23 000 Berlinerinnen und Berliner „Hilfe zur Pflege“ vom Sozialamt. Die Ausgaben dafür nähern sich der 300-Millionen-Euro-Grenze. Im Jahr 2030 ist dagegen mit über 35 000 Leistungsempfangenden zu rechnen. Der Arbeitskreis Gesundheitspolitik befürchtet jedoch eine noch schlechtere Entwicklung: In der Schätzung ist noch nicht berücksichtigt, dass sich die Pflegekosten mindestens in der Höhe der allgemeinen Preissteigerung entwickeln werden. Hinzu kommt der wachsende Anteil an Hochbetagten. Der Pflegebedarf in der Gruppe der über 85-Jährigen wird um rund 160 % steigen und die Fallkosten erheblich nach oben treiben. *Quelle: Pressemitteilung des Vereins Gesundheit Berlin vom 14. März 2008*

► Gesundheit

Fachliche Beratung für Patienten und Patientinnen. Kranke Menschen erwarten von ihrer Krankenkasse eine gute Beratung. Das ergaben die Aussagen von Versicherten der Gmünder ErsatzKasse (GEK). 54 000-mal wurde der medizinische Beratungsservice GEK Teledoktors im vergangenen Jahr in Anspruch genommen. Eine Befragung der Nutzenden zeigte, dass diese mit der Qualität dieses Dienstes zufrieden waren. Besonders häufig waren Fragen zu orthopädischen oder zahnärztlichen Behandlungen. Oftmals suchten die Anruflenden auch nur Arztadressen oder eine ärztliche Zweitmeinung. Wiederum stark in Anspruch genommen wurden die medizinischen Informationen zu einzelnen Krankheiten. Neben dem medizinischen Service bietet die GEK weitere Leistungen an. Zum Beispiel steht auf ihrer Internetseite den Versicherten seit April ein umfassendes Informationsangebot zur Verfügung. *Quelle: Pressemitteilung der GEK vom 10. April 2008*

Ausbau der Früherkennung. Vor dem Hintergrund immer wieder auftretender Fälle von Kindesmisshandlungen

forderte der Bundesrat bessere Eingriffsmöglichkeiten für Jugendärzte und die Ausweitung der Früherkennungsuntersuchungen für Kinder (U1 bis U9). Die Bundesregierung solle darauf hinwirken, dass Ärzte, Ärztinnen und Krankenkassen die Richtlinie für Kinderuntersuchungen im Gemeinsamen Bundesausschuss in Bezug auf die Erkennung von Gefahren für das Kindeswohl ergänzen. Die Untersuchungen sollen außerdem verbindlicher werden. Die meisten Bundesländer befürworten deshalb ein genau festgelegtes Einladewesen. In einem auf Antrag Niedersachsens und Thüringens ergangenen Beschluss fordern die Länder auch eine gesetzliche Verpflichtung der Krankenkassen zur Zusammenarbeit untereinander und mit den Gesundheitsdiensten der Länder bei Maßnahmen zur Steigerung der Inanspruchnahme der Früherkennungsuntersuchungen. *Quelle: Gesundheit und Gesellschaft 3.2008*

Menschen mit Migrationshintergrund in den Suchthilfeeinrichtungen in Westfalen-Lippe. Von A. Santel und anderen. Hrsg. Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Selbstverlag. Münster 2007, 99 S., kostenlos *DZI-D-8259* Nur wenige Einrichtungen der Suchthilfe unterbreiten spezielle Angebote für Menschen mit Migrationshintergrund. Aus diesem Anlass wurde von der Koordinationsstelle Sucht des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe in Kooperation mit der Universität Siegen die vorliegende Studie erstellt. Ziel war es, Ansatzpunkte für die Verbesserung der interkulturellen Arbeit im Bereich der Suchthilfe zu entwickeln. Mittels einer Fragebogenerhebung wurde überprüft, ob und inwiefern die Aktivitäten der Suchthilfeinrichtungen auf die besondere Situation von Migrantinnen und Migranten zugeschnitten sind. Zum Beispiel wurden Daten zur Qualifikation des Fachpersonals und zu klientelbezogenen Verfahren und Schwerpunkten ermittelt. Die Veröffentlichung ist ein Beitrag zu der im Jahr 2000 begonnenen Reihe „Sucht und Migration“. Bestelladresse: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, LWL-Koordinationsstelle Sucht, Warendorfer Straße 27, 48133 Münster, Internet: www.lwl-ks.de

Flächendeckende Brustkrebsvorsorge in Sachsen. Mit der Zertifizierung der Screening-Einheit Westsachsen haben sächsische Frauen seit Februar 2008 landesweit die Möglichkeit, mit Hilfe des Mammographie-Screenings frühzeitig eine Erkrankung an Brustkrebs erkennen zu lassen. Seit Juli 2007 wurden 49 366 Frauen zur Durchleuchtung eingeladen, 34 829 Frauen haben bis Ostern 2008 teilgenommen. Viele der anspruchsberechtigten Altersgruppe der 50- bis 69-jährigen Frauen sind durch die Zusammenarbeit mit den Gynäkologen gut informiert und motiviert. Immer mehr Frauen melden sich selbst zur Untersuchung an. Sie können dabei auf fünf sächsische Screening-Einheiten zurückgreifen, in denen zurzeit in zehn stationären Praxen und zwei mobilen Screening-Einheiten, den sogenannten Mammobilen, die Untersuchung an der weiblichen Brust durchgeführt wird. Weitere sieben Praxen und zwei zusätzliche Mammobile sollen das Angebot ergänzen. Die Organisation der Einladungen für alle sächsischen Einheiten liegt in den Händen der „Zentralen Stelle Mammographie-Screening“, die bei der Kassenärztlichen Vereinigung Sachsen in Chemnitz angesiedelt ist. Das Mammographie-Screening ergänzt die jährlichen Krebs-Früherkennungsuntersuchungen durch die Frauenärzte und -ärztinnen und die Selbstuntersuchung der Brust. Die

Teilnahme ist freiwillig und für die betreffenden Frauen kostenlos. Alle entstehenden Kosten werden im Rahmen des Krankenversicherungsschutzes übernommen, eine Praxisgebühr entfällt hierbei. *Quelle: Presseerklärung des Sächsischen Staatsministeriums für Soziales und diverser Krankenkassen vom 27. März 2008*

England: Verschreibungsgebühren gefährden Gesundheit. Rund 2 % der Patienten und Patientinnen in England verzichten wegen der Verschreibungsgebühren auf verordnete Medikamente. Das ist das Ergebnis einer Bürgerbefragung der britischen Verbraucherorganisation Citizens Advice. Danach können oder wollen diese Personen die gesetzlich festgelegte Gebühr von knapp 7 englischen Pfund pro Medikament (ungefähr 9 Euro) nicht aufbringen. Landesweit würden rund 800 000 Menschen auf diese Weise ihre Gesundheit gefährden, warnen die Verbrauchervertretenden. Die Regierung will die Gebührenregelung allerdings beibehalten, weil sie einen wertvollen Beitrag zum Gesundheitssystem leiste. Gemeint sind Einnahmen von 430 Mio. englischen Pfund pro Jahr. *Quelle: Die BKK 3.2008*

► Jugend und Familie

Förderung von Kindern in der Kindertagespflege. In der anfangs dieses Jahres von der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ) veröffentlichten Stellungnahme zum Thema „Qualität in der Kindertagespflege“ wurden bereits die zentralen Anforderungen an eine fachlich weiterzuentwickelnde Kindertagespflege als Teil eines Gesamtsystems der Kindertagesbetreuung in Deutschland skizziert. Ein nun vorliegendes Diskussionspapier konkretisiert die Rahmenbedingungen der Förderung von Kindern in der Kindertagespflege. Diese sind direkt auf das Kind und seine Situation in der Kindertagespflege abgestimmt. Sie umfassen im Wesentlichen drei einander bedingende Qualitätsdimensionen, die für eine an den emotionalen, kognitiven und physischen Bedürfnissen des Kindes orientierte Frühförderung von Bedeutung sind: die Qualität der Bindung und Beziehung zwischen Tagespflegeperson und Kind, die einen behutsamen Eingewöhnungsprozess voraussetzt; die Qualität der (sozial)räumlichen und kindorientierten Gestaltung der Tagespflegestelle und die Qualität der Beziehung der Kindertagespflegeperson zu den Eltern des Kindes. Darüber hinaus wird der Blick auf die fachlichen und persönlichen Voraussetzungen gerichtet, die zur Ausübung der Kindertagespflege erfüllt werden sollten. Die Stellungnahme kann unter www.agj.de/Stellungnahmen bezogen werden. *Quelle: Pressemeldung der AGJ vom 20. März 2008*

Familienatlas 2007. Standortbestimmung, Potenziale, Handlungsfelder. Hrsg. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Selbstverlag. Berlin 2007, 42 S., kostenlos *DZI-D-8188* Der Familienatlas 2007 beschreibt detailliert die Situation von Familien in allen 439 Kreisen und kreisfreien Städten Deutschlands. Untersucht werden verschiedene Faktoren wie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die Wohnsituation, die Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten, Freizeit- und Kulturangebote sowie demographische und wirtschaftliche Rahmenbedingungen. Anhand von Indikatoren erfolgt ein Ranking zur Messung der Familienfreundlichkeit.

keit, wobei zum Beispiel Parameter wie Chancengleichheit am Arbeitsmarkt, Kinderarztdichte, Schulklassengröße oder Nutzung der öffentlichen Bibliotheken verglichen werden. Die Studie wendet sich an Verantwortliche in den Bereichen der Politik und Wirtschaft und gibt Anregungen für zukünftige Entwicklungen und die bessere Wahrnehmung vorhandener Potenziale. Bestelladresse: Publikationsverband der Bundesregierung, Postfach 48 10 09, 18132 Rostock, Tel.: 018 05/77 80 90, Fax: 018 05/77 80 94, E-Mail: publikationen@bundesregierung.de

Hilfe zur Erziehung. Nach einer fünfjährigen Projektlaufzeit wurde das umfangreiche Projekt „EST! – Evaluation der Sozialpädagogischen Diagnosetabellen“ des Bayerischen Landesjugendamtes abgeschlossen. In den letzten Jahren war eine Kontrollgruppenstudie durchgeführt worden, um die „Sozialpädagogischen Diagnosetabellen“, ein Instrument zur Feststellung des erzieherischen Bedarfs in Ausführung des § 27 Sozialgesetzbuch VIII, in Zusammenarbeit mit etwa 40 Fachkräften aus elf bayerischen Jugendämtern in der Praxis zu testen und teststatistisch vom Projektpartner IKJ – dem Institut für Kinder- und Jugendhilfe in Mainz – auf ihre Wirksamkeit zu untersuchen. Hierbei wurden auch Vorschläge für eine Optimierung entwickelt. *Quelle: Mitteilungsblatt des Zentrums Bayern Familie und Soziales, Bayerisches Landesjugendamt 1.2008*

LBS-Kinderbarometer Deutschland 2007. Stimmungen, Meinungen, Trends von Kindern in sieben Bundesländern. Ergebnisse des Erhebungsjahres 2006/7. Hrsg. PROSOZ Herten ProKids-Institut. Selbstverlag. Herten 2007, 203 S., kostenlos *DZI-D-8186*

Der internationale UNICEF-Bericht zur Situation der Kinder in Industrieländern stellte Anfang des Jahres 2007 fest, dass in Deutschland, im Gegensatz zu vielen anderen Ländern, keine repräsentativen Daten zur Lebenssituation von Kindern vorliegen, denen die Perspektive der Kinder selbst zugrunde liegen. Diesem Manko soll die vorliegende Studie, die auf das seit 1997 in Nordrhein-Westfalen jährlich durchgeführte LBS-Kinderbarometer NRW zurückgeht, entgegenwirken. Befragt wurden 6 194 Schulkinder aus sieben Bundesländern im Alter zwischen neun und vierzehn Jahren. Die Schwerpunktthemen der Erhebung waren Gesundheit, Ernährung, Kinderrechte, neue Medien, Politik, Werte und Zukunftswünsche sowie Mobbing und Kriminalität in der Schule. Die Studie liefert detaillierte statistische Ergebnisse und eröffnet eine Plattform für die Meinungen, Wünsche und Ängste der deutschen Kinder. Bezugsadresse: LBS-Initiative Junge Familie, Brigitte Niemer, Himmelreichallee 40, 48130 Münster, Tel.: 02 51/412-53 60, Fax: 02 51/412-51 90, E-Mail: brigitte.niemer@lswest.de

Gegen Zwangsheirat. Die nordrhein-westfälische Landesregierung hat Anfang Oktober 2007 ein zehn Eckpunkte umfassendes Handlungskonzept zur Bekämpfung von Zwangsheirat beschlossen. Neben beispielsweise der Fortbildung von Lehrkräften, Richtern, Polizisten, Ärzten und anderen Fachkräften, soll eine intensive Zusammenarbeit mit Migrantenorganisationen und eine Verbesserung der Datengrundlage über das Ausmaß von Zwangsheirat in Nordrhein-Westfalen erfolgen. Das Papier ist unter www.mgffi.nrw.de zu finden. *Quelle: Jugendhilfe Report des Landschaftsverbandes Rheinland 1.2008*

► Ausbildung und Beruf

Peter Reinicke zum 70. Geburtstag. Im Jahre 1938 geboren, gehört Peter Reinicke der Gruppe von Sozialarbeitern an, für die eine vorhergehende andere Berufsausbildung und -tätigkeit die übliche Voraussetzung für die Sozialarbeiterausbildung war. So entschied er sich, der aufgrund nachkriegsbedingter Umstände nur den Hauptschulabschluss machen konnte, zunächst für den Bergmannsberuf. Es folgten 1959 die Ausbildung zum Sozialarbeiter am Seminar für Soziale Arbeit (Alice-Salomon-Schule) in Berlin und danach eine etwa 10-jährige Tätigkeit in verschiedenen Bereichen des Bezirklichen Sozialdienstes, echte Arbeit „an der Basis“ in dem als Problembezirk bekannten Kreuzberg in Berlin. Hier war es auch, wo er sich mit seiner Frau zur Adoption eines kleinen Mädchens aus schwierigen Verhältnissen entschloss, das gemeinsam mit dem Sohn der Familie zu einem lebensstüchtigen Menschen heranwuchs. 1974 wechselte Peter Reinicke zur Senatsgesundheitsverwaltung, um von hier aus in größerem Rahmen Einfluss auf die Entwicklung der Sozialarbeit, vor allem im Gesundheitswesen, zu nehmen. Durch seine ruhige und bestimmte Art konnte er, zum Beispiel im Rahmen zahlreicher Fortbildungsveranstaltungen, seine Anliegen verwirklichen. Hier wurde auch seine Fähigkeit zur schriftlichen Darstellung fachbezogener Themen erkennbar, die in den Folgejahren in einer Fülle von praxisrelevanten Veröffentlichungen ihren Ausdruck fand.

1978 bewarb sich Peter Reinicke mit Erfolg um eine Dozententätigkeit an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialarbeit in Berlin und war hier bis zum Jahr 2003 als Professor, dem Beginn seines Ruhestandes, tätig. Er absolvierte während seiner Lehrtätigkeit einen Diplomstudiengang und promovierte – wozu man ihn angesichts seiner zahlreichen Veröffentlichungen gewissermaßen aufgefordert hatte – mit dem Thema „Soziale Krankenhausfürsorge in Deutschland – von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges“ am Institut für Sozialpädagogik der Technischen Universität zum Dr. phil. Daneben blieb er seinem Turnverein treu – mens sana in corpore sano – und legte mit seiner Frau Erholungspausen in Schweden ein.

Auch nach Eintritt in den Ruhestand übernimmt Peter Reinicke Vortrags- und Lehraufgaben und widmet sich weiter intensiv seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Die Titel seiner Arbeiten erstrecken sich auf das gesamte Gebiet der Sozialarbeit, vorzugsweise auf den Gesundheitsbereich. Zwei Schwerpunkte, denen sein besonderes Interesse gilt, seien hervorgehoben: Das ist zum einen die Entwicklung des Sozialdienstes im Krankenhaus, zum anderen erinnert er in zahlreichen, gut lesbaren Biographien an Pioniere – häufiger Pionierinnen – der Sozialarbeit im 20. Jahrhundert. Mit immensem Fleiß geht Peter Reinicke den Lebens- und Berufswegen der Männer und Frauen nach, die es verdient haben, nicht in Vergessenheit zu geraten. Peter Reinickes Werdegang ist ein interessanter Beleg dafür, dass beim Zusammentreffen von Begabung, Energie und Tatkräftigkeit trotz schwieriger Ausgangslage in einem Leben eindrucksvolle Entwicklungen möglich sind. Er ist den heute eher ungewöhnlichen Weg von der Praxis zur Theorie gegangen, ohne jemals den Bezug zur Praxis aus den Augen zu verlieren. Mögen ihm Gesundheit und Schaffensfreude noch lange erhalten blei-

ben, das wünsche ich ihm von Herzen, und mit mir die Redaktion dieser Fachzeitschrift, in der im Laufe der Jahrzehnte eine große Anzahl der Beiträge von Peter Reinicke erschienen ist.

Dr. Ruth Mattheis

Mitglied des Redaktionsbeirats der „Sozialen Arbeit“

Ethikrat. Ein nationales Forum für den Dialog über bioethische Fragen soll der Deutsche Ethikrat sein. Die 26 Mitglieder wurden Mitte Februar 2008 je zur Hälfte vom Deutschen Bundestag und von der Bundesregierung in das unabhängige Sachverständigengremium berufen. 14 von ihnen gehörten bereits dem von Bundeskanzler Schröder berufenen und inzwischen aufgelösten Nationalen Ethikrat an. Der Deutsche Ethikrat soll aus verschiedenen Perspektiven die Folgen untersuchen, die sich für Individuum und Gesellschaft im Zusammenhang mit der Forschung und den Entwicklungen auf dem Gebiet der Lebenswissenschaften und ihrer Anwendung auf den Menschen ergeben. Aufgaben des Ethikrats sind zum Beispiel die Information der Öffentlichkeit, die Förderung der gesellschaftlichen Diskussion und die Erarbeitung von Stellungnahmen oder Empfehlungen für politisches Handeln. *Quelle: Lebenshilfe-Zeitung 1.2008*

Verantwortungsvolles Engagement Vormundschaft.

Vormundschaften gelten als schwieriges Segment der Jugendhilfe. Wer diese Verantwortung übernimmt, soll für junge Menschen sorgen, wenn deren leibliche Eltern das aus verschiedenen Gründen nicht können. Eine Qualifizierung der Fachhochschule Münster in Kooperation mit dem Landesjugendamt beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) und dem Verein Kinder haben Rechte e.V. schult Fachkräfte und bereits tätige Vormünder für die erforderlichen sozialpädagogischen Aufgaben. An vier Wochenenden im Mai, Juni, September und Oktober 2008 geht es unter anderem um rechtliche Grundlagen, Voraussetzungen und Methoden. Weitere Unterrichtseinheiten befassen sich mit psychologischen Aspekten. Die Teilnehmenden lernen zum Beispiel, psychologische Gutachten einzuschätzen. Fallbesprechungen und Rollenspiele helfen, ein besonderes Verständnis für die Situation der Kinder und Jugendlichen zu entwickeln. Informationen: Fachhochschule Münster, Weiterbildungsbüro des Fachbereichs Sozialwesen, Hüfferstraße 27, 48149 Münster, Tel. 02 51/836 57 20, E-Mail: weiterbildung@fh-muenster.de, Internet: www.fh-muens ter.de/fb10/weiterbildung.php

Tagungskalender

2.-3.6.2008 Hannover. Fachkongress: „Ich kann nicht mehr...“ Depressive und psychisch belastete Mädchen und Jungen. Veranstalter: Die Kinderschutz-Zentren, Bonner Straße 145, 50968 Köln, Tel.: 02 21/569 75-3, E-Mail: die@kinderschutz-zentren.org

7.-8.6.2008 Mainz. 8. GwG-Fortbildungstage: Person-zentrierter Ansatz: Vielfältig und einzigartig. Information: Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie GwG e.V., Tel. 02 21/92 59 08-50, E-Mail: akademie@gwg-ev.org

8.-10.6.2008 Wendgräben. Veranstaltung: Aktive Bürgergesellschaft. Sponsoring und Fundraising. Information: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Wendgräbener Chaussee 1, 39279 Wendgräben, Tel.: 039 45/952-358, E-Mail: peter.dietrich@kas.de

12.-13.6.2008 Bremen. Fachtagung: Zehn Jahre AG Medizinische Versorgung Wohnungsloser: Etablierung eines Ausnahmezustandes? Information: BAG Wohnungslosenhilfe e.V., Postfach 13 01 48, 33544 Bielefeld, Tel.: 05 21/143 96-0, E-Mail: info@bagw.de

14.6.2008 Essen. Seminar: „Alles Lug und (Be)trug“. Vom Umgang mit Lügnern und Betrügern. Information: LOTSE-Servicebüro, Aachener Straße 1064, 50858 Köln, Tel.: 02 21/94 86 51 32, E-Mail: Lotse@projekt-lotse.de

16.6.2008 Hannover. Jahrestagung 2008: Gesundheit vor Ort herstellen. Neue Handlungsfelder für Gesundheitsförderung und Prävention in den Kommunen. Veranstalter: Landesvereinigung für Gesundheit und Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen e.V., Fenskeweg 2, 30165 Hannover, Tel.: 05 11/350 00 52, E-Mail: info@gesundheit-nds.de

23.-25.6.2008 Bonn. Zukunftsprozess: Jugend global 2020 – Herausforderungen und Potenziale internationaler Jugendarbeit. Information: IJAB – Fachstelle für Internationale Jugendarbeit der Bundesrepublik Deutschland e.V., Godesberger Allee 142-148, 53175 Bonn, Tel.: 02 28/95 06-127, E-Mail: bergmann@ijab.de

25.6.2008 Oldenburg. Veranstaltung: Medikamentenabhängigkeit – erkennen und behandeln. Veranstalter: Landesvereinigung für Gesundheit und Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen e.V., Fenskeweg 2, 30165 Hannover, Tel.: 05 11/350 00 52, E-Mail: info@gesundheit-nds.de

Bibliographie

Zeitschriften

1.00 Sozialphilosophie / Sozialgeschichte

Obst, Lothar: Ethik und Finanzen: Ethische Überlegungen über eine gerechte Finanzierung, Preisbildung und Verteilung von Gesundheitsleistungen. - In: Krankendienst ; Jg. 81, 2008, Nr. 1, S. 1-7. *DZI-0334*

Weitkamp, Heike: Johannes Daniel Falk – ein vergessener Pädagoge. - In: heilpaedagogik.de ; 2008, Nr. 1, S. 7-13. *DZI-3039*

2.01 Staat/Gesellschaft

Davolio, Miryam Eser: Strategien der Sozialen Arbeit gegen Rechtsextremismus auf dem Prüfstand. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 30, 2008, Nr. 1, S. 41-48. *DZI-2675z*

Gras, Eva-Maria: Wir sind füreinander da: generationsübergreifendes Ehrenamt. - In: KDFB Engagiert ; 2008, Nr. 1, S. 8-13. *DZI-05032*

Kahane, Anetta: Zivil vs. unzivil. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 30, 2008, Nr. 1, S. 38-40. *DZI-2675z*

Lieven, Jan: Gemeinsamkeiten und Unterschiede – die Arbeit der Landesstellen Kinder- und Jugendschutz. - In: Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 53, 2007, 1, S. 8-10. *DZI-0989z*

2.02 Sozialpolitik

Boroch, Wilfried: GKV und PKV nach der Gesundheitsreform – „Systemkonkurrenz“ oder „konvergente Evolution“? - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 61, 2007, Nr. 11/12, S. 56-60. *DZI-0079z*

Bosbach, Gerd: Droht eine Kostenlawine im Gesundheitswesen? Irrtümer und Fakten zu den Folgen einer alternativen Gesellschaft. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 57, 2008, Nr. 1, S. 5-12. *DZI-0524*

Caspers-Merk, Marion: Gesundheits- und Pflegepolitik im 21. Jahrhundert. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ; Jg. 88, 2008, Nr. 1, S. 14-16. *DZI-0044*

Fasshauer, Stephan: Die aktuelle Entwicklung der zusätzlichen Altersvorsorge und ausgewählte Neuerungen. - In: RV aktuell ; Jg. 55, 2008, Nr. 1, S. 15-23. *DZI-0902z*

Jahn, Ingeborg: Geschlechtergerechte epidemiologische Datenanalyse – methodische Aspekte und empirische Befunde, dargestellt an einem Beispiel aus

der Gesundheitsberichterstattung. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 13-27. *DZI-1130*

Marburger, Horst: Das Leistungsrecht der Krankenversicherung: Stand: 1.1.2008 - In: Wege zur Sozialversicherung ; Jg. 61, 2007, Nr. 11/12, S. 321-347. *DZI-0107*

Öhidy, Andrea: Kooperation zwischen Jungendarbeit und Schule: praktische Erfahrungen und theoretische Überlegungen. - In: Deutsche Jugend ; Jg. 56, 2008, Nr. 2, S. 57-66. *DZI-0734*

Sichert, Markus: Gemeinschaftsrechtliche Vorgaben für Integrierte Versorgung. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 61, 2007, Nr. 11/12, S. 28-38. *DZI-0079z*

Weber, Monika: Gender Mainstreaming in Gesundheitspolitik und -versorgung: Voraussetzungen, Strukturerwicklung und Erfolgsbedingungen am Beispiel Nordrhein-Westfalen. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 70-80. *DZI-1130*

Wenner, Ulrich: Perspektiven für die Organisation der Grundsicherung: Nach dem Bundesverfassungsgerichtsurteil zu den ARGEs im SGB II. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 57, 2008, Nr. 1, S. 34-36. *DZI-0524*

2.03 Leben /Arbeit /Beruf

Becker, Irene: Was kaufen Familien mit niedrigem Einkommen? - In: neue caritas ; Jg. 109, 2008, Nr. 1, S. 22-32. *DZI-0015z*

Bellmann, Lutz: To recruit skilled workers or to train one's own? Vocational training in the face of uncertainty as to the rate of retention of trainees on completion of training. - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung ; Jg. 40, 2007, Nr. 2/2, S. 205-220. *DZI-2084z*

Binggeli, Ursula: „Interessante Arbeitsangebote sind dünn gesät“: Der Arbeitsmarkt der Sozialen Arbeit unter der Lupe. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 16-21. *DZI-2220z*

Bröckers, Marlene: Gut, dass ich auch mal gefragt werde: Bewohner einer „Komplexeinrichtung“ auf dem Weg in die Normalität. - In: Orientierung ; 2008, Nr. 1, S. 24-26. *DZI-2633z*

Hart-Hönig, Monika: Auf den Wellen reiten: Die Bedeutung von Coaching für komplexe Führungsaufgaben. - In: Krankendienst ; Jg. 81, 2008, Nr. 1, S. 13-17. *DZI-0334*

Kaltenbach, Karin: Von der Leiterin zur Managerin: Herausforderungen und Qualifizierungsbedarfe für Leitungskräfte in Tageseinrichtungen für Kinder. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 155, 2008, Nr. 1, S. 18-20. *DZI-0228*

Kirchmayer, Alfred: Von der Kraft des Humors: Entkämpfter miteinander umgehen. - In: Krankendienst ; Jg. 81, 2008, Nr. 1, S. 18-21. *DZI-0334*

Klamp, Christa: Wer hilft älteren Menschen auf dem Land? Qualifizierung und Vermittlung von Langzeitarbeitslosen als Haushaltshilfen. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2008, Nr. 1, S. 25-27. *DZI-2193z*

Klöckner, Gabriele: Der ausgeforschte Kunde: Wie VerbraucherInnen ausspien werden. - In: KDFB Engagiert ; 2008, Nr. 2, S. 40-42. *DZI-0503z*

Muehlemann, Samuel: Regional effects on employer-provided training: Evidence from apprenticeship training in Switzerland. - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung ; Jg. 40, 2007, Nr. 2/2, S. 135-147. *DZI-2084z*

Rhode-O'Neill, Andreas: Elternarbeit im Sozialraum – das Kinderhaus Asangstraße. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 14, 2008, Nr. 1, S. 22-26. *DZI-3005*

Rüffer, Anita: Eine Art Studentenbude – nur für Rentner. - In: neue caritas ; Jg. 109, 2008, Nr. 1, S. 13-15.

DZI-0015z

Schneider, Sascha: Förderung der Wiedereingliederung in den Beruf: Psychosoziale Interventionsansätze und die Koordination von Schnittstellen durch Soziale Arbeit. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2008, Nr. 1, S. 35-37. *DZI-2193z*

Spellbrink, Wolfgang: Studenten und Hartz IV: Wer hat in Ausnahmefällen Anspruch auf die Grundsicherung? - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 57, 2008, Nr. 1, S. 30-34. *DZI-0524*

Stadler, Sofie: Interaktive Gemeindepsychiatrie verbessert Einstellungen im Sozialraum. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 38, 2008, Nr. 1, S. 31-37. *DZI-2671*

Stiehler, Sabine: „Ich habe Angst vor der Zukunft, weil die Welt mich nicht braucht“: Zukunftsängste von Studierenden – empirisches Material, biografische Entsprechungen und Beratungsmöglichkeiten in der Hochschule. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 39, 2007, Nr. 4, S. 805-815. *DZI-2944*

Zöller, Ulrike: Anerkennung und Nichtanerkennung in außerbetrieblichen Einrichtungen: Eine qualitative Studie mit Auszubildenden heterogener Herkunft und mit pädagogischen Fachkräften. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 30, 2008, Nr. 1, S. 21-29. *DZI-2675z*

Zwick, Thomas: Apprenticeship training in Germany: Investment or productivity driven? - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung ; Jg. 40, 2007, Nr. 2/2, S. 193-204. *DZI-2084z*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Anstett, Armin: Jugendschutz vor Ort ... im Stadtjugendamt München. - In: Kinder- und Jugendschutz in Wissen-

schaft und Praxis ; Jg. 53, 2007, 1, S.17-20.*DZI-0989z*
Fischer, Stefan: Mitmachen und gewinnen? Die ersten Evaluationsergebnisse zur Ganztagsschule und Konsequenzen für die Jugendarbeit. - In: Deutsche Jugend ; Jg. 56, 2008, Nr. 2, S. 75-78.
DZI-0734

Geraedts, Max: Geschlechterunterschiede beim Bedarf an Qualitätsinformationen über Einrichtungen der Gesundheitsversorgung. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 53-60.*DZI-1130*

Haas, Antje: Möglichkeiten und Grenzen standardisierter Prozessorganisation im Krankenhaus. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 61, 2007, Nr. 11/12, S. 48-55.*DZI-0079z*

Hase, Friedhelm: Der neue „Eingliederungsbeitrag“: Rechtlich umstrittene Beteiligung der BA an der Finanzierung der Grundsicherung für Arbeitssuchende. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 57, 2008, Nr. 1, S. 25-29.*DZI-0524*

Hein, Bernd: Menschen brauchen Arbeit – jetzt erst recht! Bericht von der Fachtagung der LAG Ö/F. - In: Bayerische Sozialnachrichten ; 2008, Nr. 1, S. 12-14.
DZI-0155z

Hofschröer, Peter: So viel Wissen steckt in Ihrer Einrichtung: Business Intelligence-Lösungen für Pflegeeinrichtungen. - In: Heim und Pflege ; Jg. 39, 2008, Nr. 1, S. 8-10.*DZI-2496z*

Krüger, Matthias: Die Psychiatrische Tagesklinik als spezifisches therapeutisches Setting oder Tageskliniken auf Identitätssuche. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 38, 2008, Nr. 1, S. 20-23.*DZI-2671*

Löckener, Anne: Kooperation von Frauenhäusern und Jugendhilfe, eine Herausforderung für die Praxis der Sozialen Arbeit. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 14, 2008, Nr. 1, S. 54-58.*DZI-3005*

Schiffer, Paul-Jürgen: Pflegestützpunkte und Pflegeberatung – Streitpunkt in der Koalition. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 88, 2008, Nr. 1, S. 29-32.*DZI-0199*

Schiller, Christiane: Zukunftsfähig auf Herausforderungen reagieren: Seniorenorganisationen fordern Maßnahmebündel zum Wohle älterer Menschen. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2008, Nr. 1, S. 6-8.*DZI-2193z*

Schumann, Wilfried: Strukturwandel an den Hochschulen: Konsequenzen für die psychosoziale Situation von Studierenden. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 39, 2007, Nr. 4, S. 817-827.*DZI-2944*

4.00 Sozialberufe / Soziale Tätigkeit

Ehardt, Thomas: Beobachten und beurteilen: Voraussetzungen für die Durchführung von Mitarbeiterbeurteilungs-

gesprächen und die Auswertung der Ergebnisse. - In: Heim und Pflege ; Jg. 39, 2008, Nr. 1, S. 25, 27-28.*DZI-2496z*
Heinrich, Marlon: Wenn Überanstrennungen und Überforderungen an den Kräften zehren: In sozialen Berufen kommt Burnout besonders häufig vor. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 32-34.*DZI-2220z*

Rabe-Kleberg, Ursula: Initiative Werkstatt Weiterbildung: Die Fort- und Weiterbildung im Elementarbereich muss reformiert werden. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 155, 2008, Nr. 1, S. 15-17.*DZI-0228*

5.01 Sozialwissenschaft / Sozialforschung

Backes-Gellner, Uschi: The puzzle of non-participation in continuing training: An empirical study of chronic vs. temporary non-participation. - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung ; Jg. 40, 2007, Nr. 2/2, S. 295-311.*DZI-2084z*

Brunner, Jürgen: Schopenhauers Bedeutung für die aktuelle Suizidologie. - In: Suizidprophylaxe ; Jg. 35, 2008, Nr. 1, S. 5-13.*DZI-2949*

Isforth, Michael: Patientenklassifikationssysteme: Leistungsdaten im Blickfeld angewandter Forschung (Teil 2). - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 1, S. 28-32.*DZI-0528z*

Moore, Robin: The Continuing Development of OA Sys: Evaluation results and findings. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 54, 2007, Nr. 4, S. 358-366.*DZI-0715*

Reinelt, Toni: Die Wirkung kleiner Reize: Ein Essay über die Funktionelle Entspannung. - In: Heilpädagogik ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 1-11.*DZI-1489*

Wagner-Rau, Ulrike: Seelsorge als Gespräch: Relecture eines Klassikers der Pastoralpsychologie. - In: Wege zum Menschen ; Jg. 60, 2008, Nr. 1, S. 20-32.
DZI-0376

Walden, Günter: Short-term and long-term benefits as determinants of the training behaviour of companies. - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung ; Jg. 40, 2007, Nr. 2/2, S. 169-191.
DZI-2084z

5.02 Medizin / Psychiatrie

Kela, Nina: Luft zum Leben: Probleme aus der Praxis – Lösungen für die Praxis. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 1, S. 12-15.*DZI-0528z*

Lindner, Reinhard: „Zuhören ist schon die erste Hilfe“: Suizid im Alter. - In: Heim und Pflege ; Jg. 39, 2008, Nr. 1, S. 17-19.
DZI-2496z

Mühlbauer, Bernd: Evaluation Innovativer Therapeutischer Alternativen (EVITA): Ein Instrument zur Bewertung des klinischen Fortschritts durch neue Arzneimittel. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 88, 2008, Nr. 1, S. 12-14.*DZI-0199*

Schlicksbier-Hepp, Michael: Gesellschaft, Gesundheit und Geld: Zu den Herausforderungen und Fragen der postmodernen Medizin. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 39, 2007, Nr. 4, S. 907-913.*DZI-2944*

Uttendorfer, Jochen: Traumazentrierte Pädagogik: Von der Entwicklung der Kultur eines „Sicherer Ortes“. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 2, S. 50-65.
DZI-0135

Wienberg, Günther: Gemeindepsychiatrie heute: Erreichte, aktuelle Herausforderungen und Perspektiven. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 38, 2008, Nr. 1, S. 2-13.*DZI-2671*

5.03 Psychologie

Falkenhagen, Hilke: Negative Anerkennungsbilanzen als eine Ursache von Gewalt? - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 30, 2008, Nr. 1, S. 30-37.

DZI-2675z

Holleis, Hans: Identität und Integration: Ein Kooperationsprojekt von skillz e.V. – philosophisch pädagogische Projektarbeit und Beratung in Zusammenarbeit mit dem Stadtjugendamt München. - In: Das Baugerüst ; Jg. 60, 2008, Nr. 1, S. 66-71.*DZI-1748*

Kilb, Rainer: Das Anti-Aggressivitäts-Training. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 30, 2008, Nr. 1, S. 49-53.

DZI-2675z

Krombholz, Heinz: Motorische Entwicklungsstörungen: ein Überblick. - In: Heilpädagogische Forschung ; Jg. 33, 2007, Nr. 4, S. 201-207.*DZI-1904*

Krüger, Andreas: Psychotraumata bei Kindern und Jugendlichen: Diagnose und Therapie. - In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung ; Jg. 10, 2007, Nr. 2, S. 42-64.*DZI-3051*

Neumann, Wolfgang: „Früher wollte ich nie so sein wie mein Vater, und heute möchte ich ihn kennenlernen!“ Psychotherapeutische Versöhnungsarbeit in familiären Subsystemen. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 39, 2007, Nr. 4, S. 829-844.
DZI-2944

Wahl, Heribert: Narzissmus – Identität – Religion: Nachgedanken in der Spur Joachim Scharfenbergs. - In: Wege zum Menschen ; Jg. 60, 2008, Nr. 1, S. 41-50.
DZI-0376

Zeidler, Wlodek: Ist eine Behinderung durch die Kreativität zu überwinden? Arbeitsgemeinschaft zur Entfaltung der Kreativität von Menschen mit Behinderung, Torún (Polen). - In: heilpädagogik. de ; 2008, Nr. 1, S. 28-31.*DZI-3039*

5.04 Erziehungswissenschaft

Ebert-Wirminghaus, Ulrike: Im Musik-Kaufladen: Kinder, Klang und Orff-Instrumente. - In: Kindergarten heute ; Jg. 38, 2008, Nr. 2, S. 14-17.*DZI-3048*

- Fischer**, Dieter: Deuten schafft Bedeutung: Deuten in der heilpädagogischen Arbeit. - In: Orientierung ; 2008, Nr. 1, S. 39-42. *DZI-2633z*
- Goetze**, Herbert: Schüler therapieren Schüler? Ein spieltherapeutisch orientierter Versuch mit Abschlussklasslern und Schülern der Eingangsstufe einer Lernbehindertenschule. - In: Heilpädagogische Forschung ; Jg. 33, 2007, Nr. 4, S. 208-220. *DZI-1904*
- Schurian-Bremcker**, Christiane: Familie Sozialisation und Ethnizität: Selbsthilfepotenziale in türkischen Zuwandererfamilien. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 30, 2008, Nr. 1, S. 54-62. *DZI-2675z*
- Widder**, Wolfgang: Eltern sind Führungskräfte: Familien stehen heute vor zahlreichen Herausforderungen – Gruppenangebote können beim Umgang mit Kindern qualifizieren. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 155, 2008, Nr. 1, S. 25-26. *DZI-0228*
- 5.05 Soziologie**
- Bolte**, Gabriele: Gender in der Epidemiologie: Diskussionsstand und Perspektiven. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 3-12. *DZI-1130*
- Glaeske**, Gerd: Medikamente für Frauen – Chemie für die Seele? Über geschlechtsspezifische Auffälligkeiten in der Arzneimittelversorgung. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 88, 2008, Nr. 1, S. 15-18. *DZI-0199*
- Mohr-Modes**, Barbara: Die Inklusive Schule: Definitionen – Konzepte – und die Realität. - In: heipaedagogik.de ; 2008, Nr. 1, S. 19-23. *DZI-3039*
- 5.06 Recht**
- Berlit**, Uwe: Das Sanktionensystem des SGB II. - In: ZFSH/SGB ; Jg. 47, 2008, Nr. 1, S. 3-20. *DZI-1450z*
- Binschus**, Wolfgang: Gesetze zur Änderung des Unterhaltsrechts und des Unterhaltsvorschussgesetzes: Ansprüche minderjähriger und volljähriger Kinder. - In: Zeitschrift für das Fürsorgewesen ; Jg. 60, 2008, Nr. 2, S. 38-40. *DZI-0167*
- Coester**, Michael: Inhalt und Funktionen des Begriffs der Kindeswohlgefährdung: Erfordernis einer Neudeinition? - In: Das Jugendamt ; Jg. 81, 2008, Nr. 1, S. 1-9. *DZI-0110z*
- Hungenberg**, Hans: Neue Rechengrößen im Versicherungs- und Beitragsrecht der Sozialversicherung. - In: Wege zur Sozialversicherung ; Jg. 61, 2007, Nr. 11/12, S. 358-373. *DZI-0107*
- Mutke**, Barbara: Kindschaftsrecht in Jugendhilfe und Justiz: Teil 3 – die Umsetzung der rechtlichen Veränderungen des Umgangsrechts. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 2, S. 84-90. *DZI-0135*
- Peters**, Ralf: Demografiefestigkeit in der Pflegeversicherung ist notwendig und machbar. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 88, 2008, Nr. 1, S. 33-34. *DZI-0199*
- Rebsamen**, Heidi: Frauen leisten Basisarbeit: Zur Situation der Gleichstellung in den Berufen der Sozialen Arbeit. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 28-29. *DZI-2220z*
- Schmidt**, Wolfgang: Vom RRG 1999 zur Rente mit 67: 10 Jahre Rechtsentwicklung in der gesetzlichen Rentenversicherung. - In: RV aktuell ; Jg. 55, 2008, Nr. 1, S. 30-37. *DZI-0902z*
- Scholz**, Karsten: Vertragswettbewerb zwischen Leistungserbringern in der Integrierten Versorgung. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 61, 2007, Nr. 11/12, S. 44-47. *DZI-0079z*
- Wapler**, Friederike: Sozialpolitische Neuregelungen im Zeitraum 1.8.2007 bis 1.1. 2008. - In: Zeitschrift für das Fürsorgewesen ; Jg. 60, 2008, Nr. 2, S. 31-34. *DZI-0167*
- Weber**, Martina: Arbeitgeber muss tätig werden: Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 1, S. 42-44. *DZI-0528z*
- Wenner**, Ulrich: Fast alle Fragen bleiben offen: Bundesverfassungsgericht zur Höhe der ALG-II-Regelsätze. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 57, 2008, Nr. 1, S. 36-38. *DZI-0524*
- Zimmermann**, Dieter: Der neue Pfändungsschutz bei der Altersvorsorge. - In: BAG-SB-Informationen ; Jg. 22, 2007, Nr. 4, S. 21-27. *DZI-2972*
- 6.00 Theorie der Sozialen Arbeit**
- Friedrich**, Sibylle: Netzwerkarbeit in der Sozialen Arbeit – was es zu bedenken gilt, damit die Implementierung gelingt. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 2, S. 72-78. *DZI-0135*
- Kreidenweis**, Helmut: Eine neue Disziplin formiert sich: Zum Stand der Sozialinformatik in Deutschland. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 155, 2008, Nr. 1, S. 28-31. *DZI-0228*
- Roth**, Thomas: Die Grenzen zwischen Ausbildungsniveaus, Tätigkeitsbereichen und Funktionen verwischen sich. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 24-27. *DZI-2220z*
- 6.01 Methoden der Sozialen Arbeit**
- Boban**, Ines: Dance with the group! Moderation Persönliche Zukunftsplanning. - In: Orientierung ; 2008, Nr. 1, S. 8-11. *DZI-2633z*
- Hoffmann**, Dagmar: Spiel der Identitäten – mit oder ohne Grenzen? Persönliche Inszenierungen auf sozialen Netzwerkportalen. - In: Das Baugerüst ; Jg. 60, 2008, Nr. 1, S. 26-31. *DZI-1748*
- Loczenski**, Barbara: Einrichtungsinterne Maßnahmen immer wieder überprüfen: Prävention postoperativer Wundinfektionen. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 1, S. 19-23. *DZI-0528z*
- Matt**, Eduard: Neue Wege in der Betreuung von Straffälligen in England & Wales: NOMS und der systematische Einsatz des „risk and need assessment“ OASys. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 54, 2007, Nr. 4, S. 330-345. *DZI-0715*
- Mesch**, Rainer: „The times they are a-changing – 30 Jahre Schuldenberatung“: Eine kleine Geschichte des Arbeitsfeldes in Zitaten. - In: BAG-SB-Informationen ; Jg. 22, 2007, Nr. 4, S. 61-70. *DZI-2972*
- Schiller**, Hans-Ernst: Hilfe! Zur Kritik des Mitleids. - In: Soziale Arbeit ; Jg. 57, 2008, Nr. 2, S. 42-51. *DZI-0470*
- Sonneck**, Gernot: Zur Entwicklung der Krisenintervention. - In: Suizidprophylaxe ; Jg. 35, 2008, Nr. 1, S. 14-16. *DZI-2949*
- Steger**, Simon: „Daniel, wir töten dich!“ Aggressionen gegen Sozialarbeitende nehmen stetig zu. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 10-12. *DZI-2220z*
- Theile**, Gudrun: Präventive Hausbesuche: Ein Baustein in der ambulanten Versorgung älterer Menschen. - In: Public Health Forum ; Jg. 15, 2007, Nr. 57, S. 22-24. *DZI-3000*
- 6.02 Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit**
- Baskaya**, Meltem: Wenn aus jungen Gästen alte Nachbarn werden: Ein Kompetenzzentrum der AWO und Caritas fördert die interkulturelle Öffnung der Altenhilfe. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2008, Nr. 1, S. 23-24. *DZI-2193z*
- Binggeli**, Ursula: „40 Prozent der Jugendarbeitenden sind ungenügend ausgebildet“: Arbeitsmarkt und Arbeitsbedingungen in der offenen Jugendarbeit. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 22-23. *DZI-2220z*
- Bönsch**, Manfred: Mitgestalter statt Feuerwehr: Schulsozialarbeit aus schulpädagogischer Sicht. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 155, 2008, Nr. 1, S. 32-34. *DZI-0228*
- Emrich**, Carolin: Ich geh meine eigenen Wege: Das Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung. - In: Orientierung ; 2008, Nr. 1, S. 1-5. *DZI-2633z*
- Gschwind**, Kurt: Eine Disziplin – viele Aufgaben: Schulsozialarbeit zwischen Prävention, Früherkennung und Behandlung. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 44-47. *DZI-2220z*
- Hill**, Pauline: The Offender Assessment System (OA-Sys): The historical background development, implementation and future of a national risk/need assessment tool. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 54, 2007, Nr. 4, S. 346-357. *DZI-0715*

Meissner, Anne: „Das intelligente Heim“: Moderne Spracherkennungs-technologien für die Pflegedokumentation. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 1, S. 40-41. *DZI-0528z*

Nörber, Martin: Informelle und non-formale Bildung in der Kinder- und Jugendarbeit als Zusatzqualifikation zur formalen Schulbildung: Ein Blick von Deutschland aus nach Großbritannien. - In: Deutsche Jugend ; Jg. 56, 2008, Nr. 2, S. 67-74. *DZI-0734*

Roeder, Norbert: Akutkrankenhäuser unter veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen: Soziale Dienste müssen sich den neuen Herausforderungen stellen. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2008, Nr. 1, S. 32-35. *DZI-2193z*

Schröer, Lothar: Zeit- und Kostenfressern auf der Spur: Möglichkeiten einer elektronischen Zeit- und Leistungsanalyse (ZAL). - In: Heim und Pflege ; Jg. 39, 2008, Nr. 1, S. 20-22. *DZI-2496z*

Weber, Martin: Evangelische Jugend 2.0: Wie sich Jugendarbeit verändert. - In: Das Baugerüst ; Jg. 60, 2008, Nr. 1, S. 60-64. *DZI-1748*

6.04 Jugendhilfe

Beneke, Doris: Mehr Transparenz und Sicherheit für Eltern und Träger: Die Finanzierung von Kindertageseinrichtungen – reformbedürftig. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 155, 2008, Nr. 1, S. 8-10. *DZI-0228*

Kahrs, Ute: Mit Tänzen und Liedern interkulturell arbeiten: Erfolgreiche Einrichtungsprofilierung über Musik. - In: Kindergarten heute ; Jg. 38, 2008, Nr. 2, S. 24-26, 27. *DZI-3048*

Korczak, Dieter: „Schuldenprävention in Kindergärten und Berufsschulen“. - In: BAG-SB-Informationen ; Jg. 22, 2007, Nr. 4, S. 43-57. *DZI-2972*

Langen, Tanja von: Sicherheit bei Eis und Schnee: wozu Sie im Winter verpflichtet sind. - In: Kindergarten heute ; Jg. 38, 2008, Nr. 2, S. 30-31. *DZI-3048*

Müller, Katja: Für mehr Partizipation – Hilfeplanung mal ganz anders: Zwischenergebnisse aus dem Modellprojekt „Implementation und Evaluation von Family-Group-Conference-Konzepten“. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 14, 2008, Nr. 1, S. 44-48. *DZI-3005*

Nikles, Bruno W.: Reflexionen über Entwicklungen und Zuordnungen im Kinder- und Jugendschutz. - In: Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 53, 2007, 1, S. 3-7. *DZI-0989z*

Oerlich, Dorothea: Lust und Last bei der Arbeit im „Betreuten Wohnen“ – ein Erfahrungsbericht. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 38, 2008, Nr. 1, S. 42-45. *DZI-2671*

Sann, Alexandra: Zum Stand der Frühen Hilfen in Deutschland: Ein Werkstattbericht. - In: Kindesmisshandlung und -ver-

nachlässigung ; Jg. 10, 2007, Nr. 2, S. 3-23. *DZI-3051*

6.05 Gesundheitshilfe

Hahn, Daphne: Zweigeschlechtlichkeit und hierarchische Geschlechterordnung: Von der Kritik der Gesundheitsforschung zur Institutionalisierung der Chancengleichheit. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 61-69. *DZI-1130*

Rosenbrock, Rolf: Gesundheit und Gerechtigkeit in Deutschland. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 39, 2007, Nr. 4, S. 885-893. *DZI-2944*

Stratmeyer, Peter: Die Zukunft liegt in der Kooperation: Organisation stationärer Pflege – wenn Lösungen zu Problemen werden (Teil 2). - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 1, S. 34-39. *DZI-0528z*

6.06 Wirtschaftliche Hilfe

Binggeli, Ursula: Die Stadthelferin: Anette Stade ist „Headhunterin“ für Sozialhilfe Beziehende. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 42-43. *DZI-2220z*

Fuchs-Rechlin, Kirsten: Die Elterngeldstatistik – erste Trends. - In: KOMDAT Jugendhilfe ; Jg. 10, 2007, Nr. 2, S. 3-4. *DZI-3022*

7.01 Kinder

Heynen, Susanne: Langzeitfolgen häuslicher Gewalt und Risiken des Umgangs zwischen gewalttätigem Vater und Kind. - In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung ; Jg. 10, 2007, Nr. 2, S. 65-85. *DZI-3051*

Hoffmann, Stephan: Bühnenreif: Theaterarbeit mit Kindern ab 2 Jahren. - In: Kindergarten heute ; Jg. 38, 2008, Nr. 2, S. 18-21. *DZI-3048*

Höflich, Sabine: Kleinklassen für Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten: Durchgangsklassen oder Bildungssackgassen? - In: Heilpädagogik ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 11-17. *DZI-1489*

Miedaner, Lore: Bildung für alle: Die Umsetzung der Bildungspläne erfordert die Unterstützung der Erzieherinnen. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 155, 2008, Nr. 1, S. 11-14. *DZI-0228*

Pothmann, Jens: Konkretisierung des Schutzauftrages und die Folgen für die Fallzahlen: Unter 6-Jährige zunehmend im Fokus der Hilfen zur Erziehung und der Inobhutnahme. - In: KOMDAT Jugendhilfe ; Jg. 10, 2007, Nr. 2, S. 1-2. *DZI-3022*

Schmidlein, Carmen: Persönliche Zukunftsplanning im Übergang Schule – Beruf. - In: Orientierung ; 2008, Nr. 1, S. 43-45. *DZI-2633z*

7.02 Jugendliche

Schindler, Wolfgang: Das Ende der

Burgmentalität: Mit Jugendlichen im Web 2.0. - In: Das Baugerüst ; Jg. 60, 2008, Nr. 1, S. 8-13. *DZI-1748*

Wolf, Verena: Information als Methode der Notfallpsychologie im Umgang mit Kindern und Jugendlichen nach traumatischen Ereignissen. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 2, S. 66-70. *DZI-0135*

7.03 Frauen

Spitzer, Carsten: Geschlechtsunterschiede bei dissoziativen Störungen. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 46-52. *DZI-1130*

7.04 Ehe / Familie / Partnerbeziehung

Bock, Thomas: Belastungen und Herausforderungen: Situation und Perspektive von Geschwistern schizophrener Patienten. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 38, 2008, Nr. 1, S. 28-31. *DZI-2671*

Finke, Bettina: Elternwohl. - In: Das Jugendamt ; Jg. 81, 2008, Nr. 1, S. 10-16. *DZI-0110z*

Heyduschka, Heike: Unterstützungsnetzwerk für Familien. - In: heilpaeda gogik.de ; 2008, Nr. 1, S. 35-36. *DZI-3039*

Straßburger, Gaby: „Das ist wie für mich gemacht“: Wie sozialraumorientierte Angebote erfolgreich auf die Lebenssituation von Heiratsmigranten reagieren. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 30, 2008, Nr. 1, S. 62-68. *DZI-2675z*

Zehetbauer, Susanne: Es tut immer wieder weh: Kinderlosigkeit. - In: KDFB Engagiert ; 2008, Nr. 2, S. 16, 18-19. *DZI-0503z*

7.06 Arbeitslose

Egger, Ruth: Arbeitslos im Sozialbereich: Auf Stellensuche in einem ausgetrockneten Markt. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 36-37. *DZI-2220z*

7.07 Straffällige / Strafentlassene

Bartsch, Tillmann: Der Vollzug der Sicherungsverwahrung in Deutschland: Handhabung, Auswirkungen jüngster Gesetzesverschärfungen und Umsetzung der Vorgaben des Bundesverfassungsgerichts. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 54, 2007, Nr. 4, S. 399-409. *DZI-0715*

Höynck, Theresia: Jugendstrafvollzugs gesetzgebung im „empirischen Blindflug“? Orientierungspunkte aus dem KFN-Forschungsprojekt Entwicklungsfolgen der Jugendstrafe. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 54, 2007, Nr. 4, S. 387-398. *DZI-0715*

7.10 Behinderte / kranke Menschen

Aderhold, Volkmar: Mortalität durch

Neuroleptika. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 39, 2007, Nr. 4, S. 897-907.*DZI-2944*

Bramesfeld, Anke: Volkskrankheit Depression: Mehr als nur ein Problem der Gesundheitsversorgung. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 39, 2007, Nr. 4, S. 913-920.*DZI-2944*

Busch, Susanne: Psychisch krank und überschuldet – wer hilft wie? Projekt evaluiert Effektivität der Schuldnerberatung für psychisch kranke Menschen. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2008, Nr. 1, S. 39-41.*DZI-2193z*

Dreher, Siegfried: Hilfreiche Perspektivenwechsel in der Seelsorge: Bilanz einer erlebten Neuorientierung. - In: Wege zum Menschen ; Jg. 60, 2008, Nr. 1, S. 84-96.*DZI-0376*

Grande, Gesine: Genderspezifische Aspekte der Gesundheitsversorgung und Rehabilitation nach Herzinfarkt. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 36-45.*DZI-1130*

Hellerich, Gert: Postmodern geprägte Hoffnung und ihre Bedeutung in der psychosozialen Arbeit. - In: Soziale Arbeit ; Jg. 57, 2008, Nr. 2, S. 51-58.*DZI-0470*

Hofmann, Sandra: Präventionsprojekt Zappelphilipp: Frühintervention bei auffällig gewordenen Kindern. - In: Soziale Arbeit ; Jg. 57, 2008, Nr. 2, S. 58-63.*DZI-0470*

Jansen, Sabine: Demenzkranke gehören in die Mitte der Gesellschaft: Die Herausforderung „Demenz“ geht alle an. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2008, Nr. 1, S. 28-31.*DZI-2193z*

Körner, Marek: Total normal: Kinder mit Behinderung in Tageseinrichtungen – Beispiel: die Rahmenvereinbarung Integrationsplatz in Hessen. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 155, 2008, Nr. 1, S. 21-24.*DZI-0228*

Lazarus, Horst: Reaktivierung von Ressourcen am Beispiel der „Bildung“ in der Arbeit mit psychisch kranken und suchtkranken Menschen. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 38, 2008, Nr. 1, S. 38-42.*DZI-2671*

NydaHL, Peter: „In welcher Reihenfolge pflegen Sie sich?“ Tagesstruktur und Unterstützung bei der Körperpflege. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 1, S. 10-11.*DZI-0528z*

Plamper, Evelyn: Patientenvertreterbeteiligung an Entscheidungen über Versorgungsleistungen in Deutschland: Die Perspektive der Patientenvertreter im Gemeinsamen Bundesausschuss und der Bundesgeschäftsstelle für Qualitäts sicherung. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 51, 2008, Nr. 1, S. 81-88.*DZI-1130*

Plempel, Burkhard: Zielstrebig auf dem Weg zur demenzfreundlichen Kommune. - In: neue caritas ; Jg. 109, 2008, Nr. 1, S. 16-18.*DZI-0015z*

Probst, Paul: Programm zur Förderung der Sozialen Kommunikation im kombinierten Kleingruppen- und Einzel-Setting bei Personen mit Autismus-Spektrum-Störungen: Eine explorative Interventionsstudie. - In: Heilpädagogische Forschung ; Jg. 33, 2007, Nr. 4, S. 174-191.*DZI-1904*

Topac, Bilal: Geistige Behinderung im Kontext der Migrationsgeschichte: Konturen der türkischen Migrationsgeschichte in Deutschland. - In: heilpädagogik.de ; 2008, Nr. 1, S. 24-25.*DZI-3039*

Wagner, Bettina: Weiterentwicklung des Pflegebedürftigkeitsbegriffs und des Begutachtungsverfahrens. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ; Jg. 88, 2008, Nr. 1, S. 35-37.*DZI-0044*

Ziegner, Ute: Erreicht die Betreuung durch Sozialpsychiatrische Dienste ihre Therapieziele bei schizophren Erkrankten? - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 38, 2008, Nr. 1, S. 13-19.*DZI-2671*

7.11 Abhängige / Süchtige

Baumeister, Sebastian E.: Tabakkonsum, Nikotinabhängigkeit und Trends: Ergebnisse des Epidemiologischen Suchtsurveys 2006. - In: Sucht ; Jg. 54, 2008, SH Nr. 1, S. S26-S35.*DZI-0964z*

Kraus, Ludwig: Cannabis und andere illegale Drogen – Prävalenz, Konsummuster und Trends: Ergebnisse des Epidemiologischen Suchtsurveys 2006. - In: Sucht ; Jg. 54, 2008, SH Nr. 1, S. S16-S25.*DZI-0964z*

Pabst, Alexander: Alkoholkonsum, alkoholbezogene Störungen und Trends: Ergebnisse des Epidemiologischen Suchtsurveys 2006. - In: Sucht ; Jg. 54, 2008, SH Nr. 1, S. S36-S46.*DZI-0964z*

Steiner, Susanne: Severity of Dependence Scale: Establishing a cut-off point for cannabis dependence in the german adult population. - In: Sucht ; Jg. 54, 2008, SH Nr. 1, S. S57-S63.*DZI-0964z*

7.13 Alte Menschen

Kricheldorf, Cornelia: Gemeinsam so lange wie möglich selbstständig. - In: neue caritas ; Jg. 109, 2008, Nr. 1, S. 9-12.*DZI-0015z*

Schneider, Nils: Erwartungen und Bedürfnisse hochaltriger Menschen in der Gesundheitsversorgung: Erste Ergebnisse einer Studie. - In: Public Health Forum ; Jg. 15, 2007, Nr. 57, S. 18-20.*DZI-3000*

Tyll, Susanne: Die eigenen vier Wände altengerecht gestalten: Aufgaben – Nutzung – Finanzierung von Wohnberatung und Wohnraumanpassung. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2008, Nr. 1, S. 17-20, 22.*DZI-2193z*

8.02 Länder / Gebietsbezeichnungen

Koch, Josef: Kinder- und Jugenddörfer in Israel: Bericht über zwei Austauschreisen mit israelischen HeimkollegInnen. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 14, 2008, Nr. 1, S. 41-43.*DZI-3005*

Manouk, Nick: Flexibilität als Erfolgsrezept: Die Trends auf dem Schweizer Arbeitsmarkt. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 1, S. 38-41.*DZI-2220z*

Reichmann, Gerhard: Zum Rauchverhalten von Studierenden in Österreich: Ein empirischer Befund. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 61, 2007, Nr. 11/12, S. 61-71.*DZI-0079z*

Sinclair, Ian: Erfahrungen mit familiären Umgangskontakten von Pflegekindern in England. - In: Forum Erziehungs hilfen ; Jg. 14, 2008, Nr. 1, S. 10-14.*DZI-3005*

Walser, Christina: Integrierte Versorgung in Europa – ein rechtsvergleichen der Überblick. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 61, 2007, Nr. 11/12, S. 19-27.*DZI-0079z*

Wirth, Wolfgang: Risk and Need Assessment: Eine begrifflich-ideengeschichtliche Einführung in „britische Verhältnisse“. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 54, 2007, Nr. 4, S. 323-329.*DZI-0715*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen.

Telefon 030/83 90 01-13

Fax 030/83147 50

E-Mail bibliothek@dzi.de

Verlagsbesprechungen

Gemeinnützigkeit im Steuerrecht. Die steuerlichen Begünstigungen für Vereine, Stiftungen und andere Körperschaften – steuerliche Spendenbehandlung. Von Johannes Buchna. Erich Fleischer Verlag. Bremen 2008, 688 S., EUR 55,– *DZI-D-9742*

Körperschaften, die gemeinnützigen, mildtätigen oder kirchlichen Zwecken dienen, werden vom Staat steuerlich begünstigt, da sie die öffentliche Hand entlasten. Dieses Buch beschreibt anhand zahlreicher Beispiele die jeweiligen Bestimmungen. Zunächst werden die steuerbegünstigten Zwecke in der Abgabenordnung des Jahres 1977 erläutert. Anschließend folgen eine Darstellung der Regelungen zur Entgeltentnahme steuerlich abzugsfähiger Spenden und eine Beschreibung der einzelnen Steuergesetze. In detaillierter Weise werden die jeweiligen Vergünstigungen von Vereinen, Stiftungen und anderen gemeinnützigen Körperschaften bei den einzelnen Steuerarten und im Hinblick auf die steuerliche Spendenbehandlung erläutert. Die Änderungen des Gemeinnützigkeitsrechts durch das „Gesetz zur weiteren Stärkung des bürgerschaftlichen Engagements“ vom Oktober 2007 sind bereits berücksichtigt. Mit seinem umfassenden, praxisbezogenen Überblick wendet sich das Buch vor allem an gemeinnützige Körperschaften und deren steuerliche Beraterinnen und Berater.

Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Hrsg. Markus Dederich und Katrin Grüber. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2007, 195 S., EUR 19,80 *DZI-D-8184* Die einzelnen Beiträge dieses Bandes beschäftigen sich mit der Frage, in welcher Hinsicht das Leben mit einer Behinderung als Herausforderung betrachtet werden kann, sei es für die Betroffenen selbst, deren nähere Umgebung oder die gesamte Gesellschaft. Dabei stellt sich immer wieder heraus, dass eine Bezeichnung wie die der „Behinderung“ wohl nützlich erscheint, um Ansprüche zu legitimieren, andererseits aber auch das Risiko gesellschaftlicher Ausgrenzung mit sich bringt. Im ersten Teil des Buches erfolgt eine Annäherung an den Begriff aus historischer, pädagogischer und persönlicher Perspektive. Anschließend geht es um Defizite der Behindertenpolitik im Bereich der sozialen und beruflichen Integration. Die weiteren Beiträge befassen sich aus unterschiedlichen Sichtweisen mit der Lebensrealität von Menschen mit komplexer Beeinträchtigung. Abschließend werden Themen der Philosophie und Ethik diskutiert, wie zum Beispiel das Problem der Abhängigkeit und die Forderung nach Verantwortung in der Behinderthilfe.

Berufsidentität in der Sozialpädagogik. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Berufsidentität in verschiedenen Handlungsfeldern der Sozialpädagogik. Von Nicole Dobmann und Thomas Kappeler. Edition Soziothek. Bern 2007, 135 S., EUR 19,90 *DZI-D-8190* Diese Bachelorarbeit geht der Frage nach, ob in den verschiedenen Handlungsfeldern der Sozialpädagogik eine

einheitliche Berufsidentität zu finden ist. Die Untersuchung basiert auf einer anonymen Fragebogenerhebung bei sozialpädagogischen Fachleuten aus den Bereichen der Jugendarbeit, der Behindertenarbeit und der Sozialpädagogischen Familienbegleitung. Diese sollten zu verschiedenen Themen im Bereich ihrer Tätigkeit Auskunft geben, wie zum Beispiel über Theoriewissen, Supervision, Kooperation mit anderen Professionen, Schwerpunkte, Motivation, Kompetenzen und Methoden. Im Ergebnis zeigt sich, dass bei den Befragten eine klar erkennbare berufliche Identität vorliegt, die aus persönlichen und fachlich geprägten Komponenten besteht, wobei geringe Unterschiede zwischen den verschiedenen Handlungsfeldern festzustellen sind. Die Arbeit leistet somit einen Beitrag zur Konkretisierung des sozialpädagogischen Berufsbildes und bietet Unterstützung bei der Suche nach einer beruflichen Identität.

Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. Von Michael May. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2008, 309 S., EUR 24,90 *DZI-D-8197* Über Theoriefragen herrschen im Bereich der Sozialen Arbeit nur wenig Klarheit und Übereinstimmung. So lassen sich eine Reihe höchst unterschiedlicher Herangehensweisen und Perspektiven erkennen, die in diesem einführenden Lehrbuch systematisch dargestellt, diskutiert und beschrieben werden. Der Autor unterscheidet alltags- und lebensweltorientierte, professionstheoretische, systemtheoretische, diskursanalytische und psychoanalytische Ansätze, wobei auch der Einfluss verschiedener Denkströmungen auf die Theoriebildung aufgezeigt wird. Mit seinem differenzierten Überblick über die Theorielandschaft wendet sich das Buch vor allem an Studierende und Lehrende der Sozialpädagogik, Sozialen Arbeit, Erziehungswissenschaften und Soziologie.

Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Hrsg. Björn Kraus und Wolfgang Krieger. Jacobs-Verlag. Lage 2007, 410 S., EUR 19,90 *DZI-D-8199* Soziale Arbeit ist auf verschiedene Weisen mit dem Phänomen der Macht konfrontiert. Zum einen in der meist asymmetrischen Interaktion zwischen Professionellen und ihrer Klientel, zum anderen auch in der Abhängigkeit von politischen Strukturen und aufgrund ihrer Rolle bei der Initiierung gesellschaftlicher Veränderungen. Für die Klärung von daraus entstehenden Fragen nutzen die Autoren kritisch-theoretische, konstruktivistische und neostrukturalistische Perspektiven. Die Beiträge befassen sich mit den Erscheinungsformen von Macht in einzelnen Feldern der Sozialen Arbeit, wie zum Beispiel Erziehung und Supervision oder gemeinwesenorientierten Tätigkeiten. Das Buch platziert Macht an der Schnittstelle zwischen sozialkritischer Theoriebildung und der Analyse von Praxissituationen. Es leistet damit einen Beitrag zum aktuellen akademischen Diskurs und gibt weitere Anhaltspunkte für den sozialarbeiterischen Alltag.

Mütter, Väter, Supernannies. Funktionalisierende Tendenzen in der Erziehung. Hrsg. Christiane Griese und andere. Schneider Verlag Hohengehren. Baltmannsweiler 2007, 152 S., EUR 16,– *DZI-D-8202* Dieses Buch beschäftigt sich aus unterschiedlichen Pers-

pektiven mit Fragen der Kindererziehung. Es beginnt mit Überlegungen zur Funktionalisierung von Erziehungsdiskursen und Erziehungshandeln in den Bereichen der Politik, der schulischen Bildung und der Sozialpädagogik. In einem weiteren Kapitel werden die Eltern in den Blick genommen. Einzelthemen sind das Bild des Kindes in der Beratungsliteratur für Eltern, Elternkurse, außerfamiliäre Kinderbetreuung und die Rolle der Väter in der Erziehung. Diese Betrachtungen werden durch eine Kritik der Arbeitsweise von Supenannies im Spannungsfeld von Einschaltquoten und Erziehungsintentionen ergänzt. Ziel des Bandes ist es, sich in die mediengrapierten Debatten um die Kindererziehung einzumischen, um so dazu beizutragen, dass die Erziehungswissenschaften in der öffentlichen Diskussion eine stärkere Beachtung finden.

Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe. Hrsg. Dagmar Domenig. Verlag Hans Huber. Bern 2007, 575 S., EUR 49,95
DZI-D-8176

Kranke Menschen mit Migrationshintergrund haben Anspruch auf eine adäquate medizinische Versorgung. Die gegenseitige Verständigung wird jedoch häufig durch sprachliche und soziokulturelle Barrieren beeinträchtigt. In den 1950er-Jahren wurde die „Transkulturelle Pflege“ als neues Gebiet der Pflegewissenschaft in der Schweiz eingeführt und ist dort mittlerweile auch Bestandteil der Ausbildungsprogramme für die Gesundheitsberufe. Das Buch beginnt mit einer Darstellung der Hintergründe zur gegenwärtigen Diskussion um Migration, Integration und Gesundheit. Im sich anschließenden Teil geht es um die Grundlagen transkultureller Kompetenz. Hier finden sich Beiträge zu Gesundheits- und Krankheitskonzepten, zu soziokulturellen Kontexten, zur Kommunikation sowie zur transkulturellen Anamnese und Diagnostik. Zudem werden Handlungsanleitungen für die Vermittlung transkultureller Kompetenz in Praxis und Lehre vorgestellt. Der letzte Teil widmet sich verschiedenen Einzelthemen wie zum Beispiel Migrationskindern, Traumatisierungen und Krisenintervention. Das Buch enthält zahlreiche Fallbeispiele, die Bezüge zur Praxis herstellen, Hilfsmittel für die konkrete Umsetzung und Übungen, die zur Selbstreflexion anregen.

Public Health Nursing. Der Beitrag der Pflege zur Bevölkerungsgesundheit. Von Marianne Brieskorn-Zinke. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart 2007, 167 S., EUR 28,—
DZI-D-8203

Der Begriff „Public Health“ umfasst die Lehre, die Forschung und die Praxis der Erhaltung und Förderung der Gesundheit einer Bevölkerung. In den USA hat dieser Arbeitsbereich eine lange Tradition. Vor über hundert Jahren wurde dort auch der Begriff „Public Health Nursing“ geprägt, mit dem die Arbeit der Pflege im Bereich der Volksgesundheit bezeichnet wurde. Die Wandlungen dieses Begriffs und die Vielfalt der damit bezeichneten Arbeitsbereiche sind Thema dieses Buchs, das zunächst die Entwicklungslinien von Public Health und Pflege in Europa betrachtet. Anhand von Interviews mit Pflegenden werden Praxisobjekte aus verschiedenen europäischen Ländern vorgestellt. Im Weiteren folgt eine Beschreibung des Public Health Nursing in Deutschland. Die Autorin zieht das Resumée, dass die Pflege in den deutschsprachigen Ländern neue Ziele und Interventionen in das berufliche Selbstverständnis aufneh-

men müsse, um so die Umsetzung public-health-orientierter Ansätze erfolgreicher zu gestalten.

Soziale Arbeit nach dem Sozialpädagogischen Jahrhundert. Positionsbestimmungen Sozialer Arbeit im Post-Wohlfahrtsstaat. Hrsg. Birgit Bütow und andere. Verlag Barbara Budrich. Opladen 2008, 240 S., EUR 19,90
DZI-D-8204

Dieser Sammelband dokumentiert die Auseinandersetzung um die Zukunft der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund sich verändernder sozialstaatlicher Strukturen und greift damit eine aktuelle und kontroverse Debatte auf. Das Thema wird aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Zuerst werden mittels Zeitdiagnosen die aktuellen gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen untersucht, um dann auf mögliche Funktionen und Legitimationen der Sozialen Arbeit zu verweisen, wie zum Beispiel das Vermitteln von Bildung oder Leistungen im Hinblick auf den sozio-demographischen Wandel. Anschließend werden die Zukunft der Profession und mögliche Konfliktlinien diskutiert. Einige der Beiträge sind Schriftfassungen von Referaten anlässlich einer im Jahr 2006 abgehaltenen Ringvorlesung an der Fachhochschule Jena, in der die einzelnen Entwicklungsprozesse zur Diskussion gestellt wurden.

Jugendliche Erwachsene zwischen Sozialhilfe und Arbeitsmarkt. Biografische Bewältigung von diskontinuierlichen Bildungs- und Erwerbsverläufen. Von Dorothee Schaffner. h.e.p. verlag ag. Bern 2007, 371 S., EUR 33,—
DZI-D-8206

Die Europäische Kommission formulierte das Ziel, Europa müsse bis zum Jahr 2010 in der Lage sein, allen Jugendlichen innerhalb von sechs Monaten nach dem Schulabschluss eine weitergehende Perspektive anzubieten. So beschäftigt sich diese Dissertation mit Fragen hinsichtlich des Übergangs von der Schule in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt und mit den staatlichen Interventionsmöglichkeiten. Nach einer Beschreibung des Forschungsstandes und der theoretischen Grundlagen untersucht die Autorin anhand von 20 Einzelinterviews die bildungs- und erwerbsbiographischen Verläufe junger Erwachsener in der Schweiz, die Sozialhilfe beziehen. Diese Interviews werden in einem Fallvergleich analysiert und im Hinblick auf typische Faktoren diskontinuierlicher Biographien ausgewertet. Hier stellt sich heraus, dass für das Verpassen einer Ausbildung oftmals innerfamiliäre Beziehungsprobleme, Orientierungslosigkeit oder mangelnde Bildungsvoraussetzungen eine Rolle spielen. Das Fehlen bedürfnisgerechter Maßnahmen begünstigte zudem die Gefahr einer langfristigen Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen.

Gemeinwesenentwicklung und lokale Ökonomie. Hrsg. Europäischer Masterstudiengang „Gemeinwesenentwicklung, Quartiermanagement und Lokale Ökonomie“ an der Hochschule München. AG SPAK. München 2007, 123 S., EUR 16,— *DZI-D-8208*

Dieser Band enthält in schriftlicher Form die wichtigsten Referate einer Fachtagung an der Hochschule München, die im April 2007 auf Wunsch der Studierenden des neuen Masterstudiengangs stattgefunden hat. Nach allgemeinen Betrachtungen zur Gemeinwesenentwicklung und zu dem entsprechenden Studiengang folgt eine Diskussion der Gemeinwesenökonomie als Gegenentwurf zu den Konzepten

der globalisierten Marktwirtschaft. Außerdem wird die Gemeinwesenentwicklung aus der Perspektive der Sozialen Arbeit im europäischen Raum dargestellt. Ein weiterer Beitrag befasst sich mit dem professionellen Mandat dieses Berufszweigs. Das Buch schließt mit einer Beschreibung der Anfänge und Zukunftsperspektiven der Profession. Es bietet Studierenden und Berufstätigen im Bereich der Gemeinwesenentwicklung einen umfassenden Einblick in aktuelle Fragen.

Die alltägliche Last der Kooperation. Abstimmung als Arbeit und das Ende der Meeting-Euphorie. Von Annegret Bolte und anderen. edition sigma. Berlin 2008, 167 S., EUR 14,90 *DZI-D-8209*

Spätestens seit der Diskussion um die „Humanisierung der Arbeit“ in den 1970er- und 1980er-Jahren gilt Kooperation als ein Indikator für positive Entwicklungen in der Arbeitswelt. In vielen Unternehmen steht mittlerweile neben der hierarchischen Koordination betrieblicher Prozesse die selbstgesteuerte Kooperation durch die Mitarbeitenden. So beginnt dieses Buch mit einer Untersuchung des Stellenwerts und der neuen Anforderungen an Kooperation und Koordination im Rahmen neuer Arbeits- und Organisationskonzepte. Im Anschluss folgt eine Analyse des Meetings als Kooperationsinstrument, das durch zahlreiche Tücken und Nachteile gekennzeichnet sei. Die Autorinnen verweisen deshalb auf die Vorteile der informellen Kooperation, wobei sie verschiedene Gestaltungsmöglichkeiten nennen wie zum Beispiel Hospitation, Rotation und die Bildung personaler Netze.

Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis – ein Lehrbuch. Von Silvia Staub-Bernasconi. Haupt Verlag. Bern 2007, 536 S., EUR 29,90 *DZI-D-8207*

Diese Studie leistet einen fundierten Beitrag zur Diskussion über das fachliche Selbstverständnis Sozialer Arbeit. Sie beginnt mit einem Rückblick auf die Theoriebildung der Sozialen Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert, indem sie die wichtigen Vorleistungen von Ilse Arlt (1876-1960), Jane Addams (1860-1935) und Mary Parker Follett (1868-1933) vorstellt und diskutiert. Danach betrachtet die Autorin am Beispiel des Empowermentkonzeptes die theoretischen Voraussetzungen für die Soziale Arbeit als handlungswissenschaftliche Disziplin. In diesem Zusammenhang werden verschiedene Handlungstheorien vorgestellt wie Resourcenerschließung, Bewusstseinsbildung, Identitäts- und Kulturveränderung sowie Umgang mit Machtstrukturen und Vernetzung. Das Buch schließt mit einem Ausblick auf die Transnationalisierung Sozialer Arbeit, auch hinsichtlich der Perspektive eines global wirksamen Feminismus und der Frage nach der Sozialverträglichkeit wirtschaftlicher Prämissen.

Tabakkonsum und Tabakabhängigkeit. Von Christoph B. Kröger und Bettina Lohmann. Hogrefe Verlag. Göttingen 2007, 122 S., EUR 19,95 *DZI-D-8211*

Aufgrund der medizinischen Schäden durch das Rauchen ist die Reduktion des Tabakkonsums ein gesundheitspolitisches Ziel von hohem Stellenwert. Doch viele Versuche, das Rauchen zu beenden, scheitern. So beschäftigt sich

Wir denken weiter.

Zum Beispiel für die Beurteilung von Investitionsentscheidungen.

Dafür haben wir ein Analyse-Paket entwickelt, das Ihnen Sicherheit gibt, Ihre beabsichtigte Investition in allen Belangen vorher durchleuchtet zu haben.

Sprechen Sie uns an. Wir haben die Lösung.

Die Bank für Wesentliches.
www.sozialbank.de



Bank
für Sozialwirtschaft

dieses Buch mit dem Thema der Tabakabhängigkeit und deren Behandlung. Es beginnt mit einer Beschreibung der Suchtproblematik, wobei verschiedene Erklärungsmodelle dargestellt werden. Im Weiteren folgen Erläuterungen des diagnostischen Vorgehens, der Indikationsstellung und einer Reihe von Behandlungsmöglichkeiten. Ausführlich werden Interventionen zur Motivierung, Vorbereitung und Aufrechterhaltung eines rauchfreien Lebens vorgestellt. Ein Fallbericht ergänzt die theoretischen Überlegungen. Therapierende erhalten damit eine Anleitung, wie die individuelle Tabakentwöhnung erfolgreich gestaltet werden kann.

Frühprävention von Gewalt und Aggression. Ergebnisse des Zürcher Präventions- und Interventionsprojektes an Schulen. Von Manuel Eisner und anderen. Rüegger Verlag. Zürich 2007, 260 S., EUR 28,20 *DZI-D-8212* Das Problembeusstsein für jugendspezifische Formen der Gewalt hat in den letzten Jahren zugenommen. Aus diesem Grunde wurde das Zürcher Interventions- und Präventionsprojekt an Schulen (zipp) gestartet, um die Wirkung von Programmen der Frühprävention in Schule und Familie zu untersuchen. Dieses Buch beschreibt die hierbei gewonnenen praxisrelevanten Erkenntnisse. Im Mittelpunkt stehen das Positive Parenting Program (Triple P) zur Verbesserung des elterlichen Erziehungsverhaltens und das Programm zur Förderung alternativer Denkstrategien (PFAD), das die Stärkung der sozialen Kompetenzen von Primarschulkindern zum Ziel hatte. Darüber hinaus werden neben einem allgemeinen Einblick in die Möglichkeiten der Frühprävention auch die theoretischen und methodischen Hintergründe der Studie vermittelt.

Ethik Sozialer Arbeit. Ein Handbuch. Hrsg. Andreas Lob-Hüdepohl und Walter Lesch. Verlag Ferdinand Schöningh. Paderborn 2007, 389 S., EUR 27,90 *DZI-D-8229*

In den letzten Jahren haben viele Ausbildungs- und Studiengänge der Sozialen Arbeit die Initiierung und Stärkung berufsethischer Reflexionskompetenz in ihr Curriculum integriert. So beschäftigt sich dieses Buch mit dem Thema der Ethik Sozialer Arbeit. Auf einen kurzen Überblick über die Geschichte der deutschen Sozialen Arbeit folgt ein Beitrag zu deren Selbstverständnis vor dem Hintergrund neoliberaler Grundannahmen. Im Weiteren werden die jeweiligen Ethiktheorien vorgestellt, um dann verschiedene Organisationsformen der Sozialen Arbeit einer ethischen Reflexion zu unterziehen. Abschließend geht es um die Rolle der Ethik in einzelnen Handlungsfeldern wie zum Beispiel Heilpädagogik, Gemeinwesenarbeit, Sozialpsychiatrie und Pflege. Eine Darstellung ausgewählter Ethikkodizes befindet sich im Anhang. Das Handbuch, das von führenden Fachleuten der Sozialen Arbeit und Sozialetik verfasst wurde, informiert Studierende, Lehrende und Praktizierende der Sozialen Arbeit umfassend über alle ethischen Aspekte in ihrem gegenwärtigen oder zukünftigen Berufsfeld.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales des Landes Berlin

Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Heidi Koschwitz Tel.: 030/83 90 01-23, E-Mail: koschwitz@dzi.de, Hartmut Herb, Carola Schuler (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorauf, Wien

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Franz-Heinrich Fischler (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset (Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin); Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Prof. Dr. Ruth Mattheis, Berlin; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Ute Schönher (Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung); Heiner Stockschlaeder (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestr. 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. 7% MwSt. und Versandkosten, Inland) Die Kündigung eines Abonnements muss spätestens drei Monate vor Jahresende schriftlich erfolgen.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstr. 27, 10963 Berlin
Druck: druckmuck@digital e.K., Großbeerenstr. 2-10, 12107 Berlin

ISSN 0490-1606